

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337835](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337835)

Kalender für Zeit und Ewigkeit.

Anlauf.

Wahrscheinlich sind dir auch schon Menschen in den Wurf gekommen und vielleicht darfst du blos in den Spiegel schauen, um einen solchen zu erblicken, welche ihre Fehler und Untugenden damit zu entschuldigen und zu rechtfertigen suchen, daß sie behaupten: Ich bin nun einmal so! Das ist nun einmal meine Natur! Eine solche Entschuldigung hat natürlich kein Gewicht bei vernünftigen Menschen und gilt noch viel weniger vor Gott. Denn Keiner ist von Natur aus so, daß er Böses thun müßte, und Keinem verlagst Gott die Kraft und Gnade, den sündhaften Trieben und Anreizungen zu widerstehen. Gott ist getreu und versucht Niemanden über seine Kräfte. Allein obwohl obige Entschuldigung nichts gilt und einem giftgefüllten Schlozzer gleicht, an welchem die Seele sich selber in den ewigen Todesschlaf einlullt, so ist sie dennoch nicht ganz und gar aus der Luft gegriffen, sondern es steckt, wie bei den meisten irrigen Meinungen und Ansichten, ein Stück Wahrheit dahinter. Wie nämlich in einem Garten zwar viele Pflanzen von derselben Art stehen, aber jede in ihrem Wachsthum und Entfalten etwas Besonderes an den Tag legt und die eine mehr in die Höhe und Blüthe, die andere mehr in die Breite und Blätter treibt; oder wie bei Hausthieren Pferde oder Hunde je zu einer Gattung gehören, aber doch jedes Pferd und jeder Hund seine besonderen Eigenthümlichkeiten, Launen, Geschicklichkeiten und Untugenden besitzt: so sind auch in jedem Menschen von Natur aus die verschiedenen Kräfte des Geistes, als da sind, Erkenntniß, Einbildungskraft, Willen, Gemüth ganz besonders vertheilt und dazu die Nerven eben so eigenthümlich gespannt und Fleisch und Blut so gemischt, überhaupt Leib und Seele jedes Menschen so gebaut und eingerichtet, daß jeder Mensch zu gewissen Fehlern eine ungewöhnliche Neigung, aber auch zu gewissen Tugenden ein großes Geschick hat. Es zeigt sich diese Verschiedenheit oft besonders deutlich an Kindern und es ist darum ein großer Mißgriff, wenn Eltern ihre Kinder ganz gleichmäßig behandeln wollen, indem eben jedes nach seinen natürlichen Anlagen behandelt werden soll. Oft hat es den Anschein, als gehöre ein Kind gar nicht zur Familie und sei zum Fenster herein geschneit worden, so sehr ist eine Art und Weise von den andern Hausgenossen

verschieden. Auch denke ich, bei jenen Völkern und in jenen Ländern, wo man weder von einem ABC noch von einem Kochbuch etwas weiß, wo jeder sein eigener Schneider und Schuhmacher ist, wo es weder Polizeidiener noch Regierungsblätter gibt, wo man noch nie von Unterpfandsbüchern und Terminen etwas gehört, wo Leihbibliotheken und Papiergeld unbekannte Dinge sind: Kurz bei den Wilden und Halbwilden werden diese Eigenthümlichkeiten viel schärfer und handgreiflicher zu Tage kommen, als bei uns gedrechselten, abgeschliffenen, polirten, gewichsten Leuten. Jene eigenthümliche Mischung der Säfte jedes Menschen, jene Spannung der Nerven und die Vertheilung der geistigen Kräfte nennt man das Naturell oder das Temperament eines Menschen, und da in den alten Kalendern so viel von der Komplexion des Menschen verhandelt und geprophezeit wird, so sehe ich nicht ein, warum ein neuer Kalender für das Jahr 1851 sich nicht weitläufig mit den Temperamenten abgeben soll.

Wie vielerlei Temperamente gibt es?

Mit den Temperamenten beschäftigen sich die Naturweisen oder Aerzte, die Weltweisen oder Philosophen und die Gottesgelehrten oder Theologen. Da nun unter so gelehrten Herren jeder eine bessere Meinung und vortrefflichere Ansicht hat als der andere, so sind sie natürlich auch über die Zahl und Namen der Temperamente bis auf den heutigen Tag noch nicht recht einig geworden. Bis sie den Streit unter sich vollständig fertig gemacht haben, halten wir uns an die Elemente. Wie viel gibts Elemente? Die Naturkundigen kennen eine ganze Menge und entdecken und erfinden noch alle Jahre neue dazu, geben aber den Dingen so seltsame fremdländische Namen, daß wir nichts wollen mit ihnen zu schaffen haben. Jenes Schulbüblein wußte von fünf Elementen. Denn da es bei der Prüfung gefragt wurde, wie viele Elemente seien, so antwortete es herzhast und seiner Sache gewiß: Fünf: Feuer, Luft, Wasser, Erde und Leberknödel. Und als der Schulvisitator erstaunt und über die Gelehrsamkeit des Bürschleins verwundert noch einmal fragte, ob denn die Leberknödel auch zu den Elementen gehören, ließ sich dasselbe nicht irre machen, sondern behauptete frischweg: Ja freilich, denn der Vater hat schon oft zur Mutter gesagt; Mutter! Morgen kochst Leberknödel, denn Leber

Knödel sind mein Element. So wohl mir nun dieses Büblein gefällt und so viele Anhänger und Genossen sein Vater haben mag, so kann ich sein neues Element doch so wenig im Kalender brauchen, als das uralte der Chinesen, welche nämlich das Holz dazu rechnen. So bleiben uns also bloß noch die alten vier Elemente: Feuer, Luft, Wasser, Erde, und nach diesen vier Elementen gibt es auch vier Temperamente, nämlich ein feuriges, ein lustiges, ein erdenes und ein wässeriges, oder mit gelehrteren Namen: ein cholericisches, ein sanguinisches, ein melancholisches und ein phlegmatisches; oder damit du es besser behalten kannst: ein heißblütiges, ein leichtblütiges, ein schwerblütiges und ein kaltblütiges Temperament. Eines von diesen Temperamenten lebt und webt nun in dir und mir und jedem Menschen, aber nicht unvermischt und unverfälscht wie klares frisches Quellwasser. So schwer du einen puren 34er zu trinken bekommst, so schwer oder noch schwerer ist ein Temperament zu finden, das gar keinen Beisatz und Beigeschmack hätte. Wie vielmehr ein pfiffiger Wirth aus zweierlei Wein, recht gutem und recht schlechtem, mit Beihülfe von Brunnenwasser und Farbmitteln eine lange Vitane von weißen und rothen Weinen zu fabriziren im Stande ist, so sind die Temperamente unter einander gemischt und oft seltsam in einem Menschen verbunden, weshalb man auch aus Vielen fast nicht kommt und nicht weiß, was man mit ihnen machen soll. Aber Eines sticht doch in Jedem vor. Auch mußt du nicht etwa glauben, es sei bei einem angeborenen Temperament sogar viel leichter in den Himmel zu kommen, als mit einem andern; jedes hat seine Vortheile und seine Nachtheile, jedes hat Etwas, wodurch der Weg leicht gemacht, und Etwas, wodurch er erschwert wird. Es kommt aber besonders darauf an, wie so ein Temperament von Kindheit an in dem Menschen behandelt wird.

Das cholericische oder heißblütige Temperament.

Ich muß das cholericische Temperament voranstellen, weil die, welche damit ausgerüstet sind, die Heißblütigen, sich selbst gern voranstellen in der Welt und auch oft voranstehen. Hast du noch nie gesehen, wie's bei Knabenspielen zugeht? Da ist einer unter ihnen, der gibt an, welches Spiel getrieben werden soll, ordnet und leitet dasselbe, theilt die Rollen aus, treibt und stößt die weg, welche ihm nicht tauglich scheinen, tadelt und straft die, welche ihre Sache schlecht und nachlässig machen,

kurz er spielt den Herrn und Meister unter ihnen. Handelt es sich um's Klettern, so muß er zuoberst auf dem Baum sein und sollte er den Hals darüber brechen; springen sie über Gräben, so ist ihm nicht leicht einer zu breit, er wagt den Sprung auf die Gefahr hin, mitten in den Morast hinein zu plumpen. Spielen sie „Fahrens“, so macht er nicht den Gaul, sondern höchstens den Fuhrmann und noch lieber den Herrn, den die andern ziehen; machen sie „Jagens“, so ist er nie der Hund oder das Wild, sondern der Jäger, der es auf den Pelz brennt; treiben sie „Stehlens“, so macht er nicht den Polizeidiener, der den Schelm fangt, sondern den Richter, der den Delinquenten verhört und verurtheilt, und spielen sie „Soldatens“, so ist er ohne Zweifel der Obrist, sie müßten denn eine recht große und schöne Fahne besitzen, die er gern trüge. Und die andern Knaben erkennen ordentlich des Bürschleins Oberherrlichkeit an und lassen sich sein scharfes Kommando ziemlich geduldig gefallen, ja sie sagen wohl gar, wenn er zufällig nicht bei der Hand ist: Es ist nichts, wenn der Sepple nicht dabei ist und mitmacht! Gelüster's aber einen, dem Sepple das Regiment streitig zu machen und selber befehlen und anordnen zu wollen, so ist es, wie wenn zwei Gockel auf einem Misthaufen haufen; sie fallen über einander her und zerzausen sich, bis der Stärkste Meister geworden. Schau, in diesem Sepple regt sich jetzt das heißblütige Temperament, und wenn nicht die Eltern oder Gott ihm in den Weg treten und seine Hitze dämpfen, so wird er an Eigenwilligkeit, Herrschsucht, Geringschätzung Anderer und unbändigem Zorn zunehmen, wie an Jahren. Jedenfalls aber kennt man ihn später doch aus andern heraus. Verliert er's beim Spielen und muß in die Garnison, so kommt er als Unteroffizier zu rück oder thut wenigstens, als wäre er ein solcher. Darf er aber auch nicht unter das Gewehr treten und Kommißbrod verzehren, so legt er doch in seinem Gang und Benehmen, in Haltung und Gebärden etwas Soldatisches, Befehlersisches an den Tag. Solche ledige Bursche nehmen den besten Platz ein auf der Emporbühne, lassen oft Vorträge anrufen, fahren nicht gerne mit Kühen, aber selbstgefällig mit plantgeputzten Rossen, thun schwere Arbeiten lieber als leichte und solche, welche gewöhnlich das weibliche Geschlecht verrichtet; schleichen sich nicht davon und lassen ihre Kameraden im Stich, wenn es beim Tanze oder Regeln Händeln gleichsteht, sondern sind bei der Hand und hämmern darauf los, daß es eine Lust ist. Haben

sie das Ehejoch auf sich genommen, so schauen sie sehnsüchtig nach dem Rathhaus und denken gerne daran, wie wohl der Bürgermeister und Gemeinderath da oben sitze; lassen jedenfalls ihre Stimme gerne bei den Gemeindeversammlungen hören, wie ein Abgeordneter in der Kammer, und treffen auch häufig den Nagel in den Kopf. Ein Unglück für ihn ist's und für seine Frau, wenn er sich mit einer Person von gleichem Temperamente verheirathet, weil dann jeder Theil das Regiment im Hause führen will. Zwei gleich harte Steine mahlen nicht gut. Die Kinder aber haben gewaltigen Respekt vor solchem Vater und gehen auf seinen Pfiff, denn sie kennen die Ermunterungsmittel des Vaters aus der Erfahrung. — Du merkst jetzt wohl, daß die Cholera von Natur eine große Portion Muth, Entschlossenheit, Kühnheit, Beharrlichkeit und Stolz mitbekommen haben, daß es Leute sind, mit denen wenig zu richten ist, die aber Andere zu richten wissen. Darum besaßen auch so viele große Männer, von welchen man in den Geschichtsbüchern liest, dieses Temperament, zum Beispiel der Kaiser Napoleon, der alte Fritz und dergleichen mehr. Solche Männer haben gern einen untersehten Körper, stattliche Nase, weißgelbe Gesichtsfarbe und Augen, die einen anblicken können, daß man die Augen niederschlägt. Solche Männer wirken immer Vieles in der Welt, Gutes oder Schlimmes, sie sind aber besonders nothwendig in Zeiten, wie die unsrige, wo jeder Recht haben, jeder befehlen und Niemand gehorchen will. Was da ein fester Wille, ein zähes Festhalten an dem, was man für Recht erkennt, vermag, will ich an dem Beispiele eines gekrönten Hauptes zeigen, an

Ferdinandus II.

Gib dem Teufel ein Haar, so hat er dich ganz, sagt ein Sprichwort. Dasselbe kann man auch von den Revolutionen sagen, so viel ich davon verstehe. Die nämlich eine Revolution machen wollen (oft wollen sie keine, sondern meinen es wahrhaft gut), gehen sehr demüthig zu ihrer Regierung oder ihrem Fürsten und bitten um eine Begünstigung, ein Recht oder ein Gesetz, das sehr unschuldig aussieht und es vielleicht auch ist; findet ihre Bitte Gehör, so kommen sie in kurzer Zeit wieder und stellen ein Ansinnen um Dieses oder Jenes, weil ihnen sonst die erste Bescheerung nichts nütze; wird ihnen zum Zweitemale willfahrt, so finden sie sich um so bald wieder ein und fordern wieder ein Recht, weil sie sonst mit dem bereits Erhaltenen

nichts anzufangen wüßten, und so fort, bis sie zuletzt mit einer Sturmpetition angerückt kommen. Weißt du, was eine Sturmpetition ist? Wenn du über Feld gehst mit einem wohlgespickten Beutel im Sack und begegnet dir ein verdächtig aussehender Kerl und hält dir eine geladene Pistole auf die Brust mit den Worten etwa: Ich bitte um Gotteswillen um ein Almosen, aber um ein großes, was du gerade hast, sonst drücke ich los; so hat dir dieser Mensch allenfalls eine Sturmpetition überreicht. So ist es auch dem Kaiser Ferdinand ergangen im Jahre 1618, wenn mein Gedächtniß nicht durchlöchert ist. Wie in jedem Hause von Zeit zu Zeit ein schweres Unglück einkehrt, so geht es auch in den Fürstenthümern, und wie es in der kleinsten Familie nicht ohne ein kleines Donnerwetter abgeht, so fährt der Sturm auch durch die größten Reiche und schüttelt sie, daß man meint, sie müßten zusammenfallen. Das hat Oesterreich und sein altes Kaiserhaus schon mehrmals erfahren und seine Feinde haben schon Viktoria gerufen, als ob es um dieses schöne Land schon geschehen sei; aber auch da hat sich das Sprüchlein immer bewährt: Wo die Noth am Größten, da ist die Hilfe am nächsten. — Also Anno 1618 war die Noth so groß oder noch größer in dem Kaiserthum, als in den Jahren 1848 und 49. Den Vorwand zur Revolution mußte die Glaubens- und Gewissensfreiheit abgeben, wie wir das in unsern Tagen auch erlebt haben, und tausend gemeine Leute mögen wohl der Meinung gewesen sein, es handle sich um nichts Weiteres; was aber die rechten Führer und Schürer waren, die wußten gar wohl, was im Hinterhalt liege und in Wien merkte man es auch. Der Vorgänger des Kaisers Ferdinand hatte sich nämlich das Heft allmählig aus der Hand bitten und betteln und trogen lassen, der Ferdinand aber wollte es wieder ganz in seine Hand nehmen. Da wurden denn die Gedanken der Menschen offenbar. In Böhmen flammte der Aufruhr in allen Städten und Flecken auf; wenn's in Ungarn noch nicht losgebrochen war, so war's doch tüchtig geladen, geladen bis zum Herspringen; in den Erblanden hielten Viele zu den Auführern und machten mit ihnen gemeinsame Sache; in Wien selbst liebäugelten Viele mit der Empörung und traten täglich frecher und anmaßender auf, während diejenigen, welche zum Kaiser und zur alten Religion hielten, sich schüchtern in das Hinterstück zurückzogen oder ihr Geld vorläufig im Keller vergruben, woraus du nebenher abmerken kannst, daß

die Lahmheit und Schüchternheit der sogenannten gutgesinnten Bürger keine neue Krankheit ist. Was dem Kaiser in Treue zugethan blieb, das waren die Soldaten, wie immer, und die Studenten, gerade umgekehrt als die von Anno 48. Aber die Zahl der Studenten war klein und sie nahmen nicht jeden hergelaufenen Burschen in ihre Genossenschaft auf, und das Heer kämpfte und wachte draußen in den Provinzen; und obwohl Boten über Boten abgesandt wurden, um einige Regimenter in die Hauptstadt zu rufen, so wußte man doch nicht sicher, ob sie auch kommen könnten oder von den Rebellen aufgehalten würden. So dringend war die Noth und so groß die Verlegenheit, daß man dem Kaiser ernstlich rieth, sich auf die Seite, allenfalls nach Tyrol, zu begeben und bessere Zeiten abzuwarten. Ferdinand aber blieb voll Muth und Gottvertrauen. Verlassen von der Welt, verlassen von seinen Unterthanen, die ihm Treue und Gehorsam geschworen, verlassen von seinen Freunden, die ihm wohl helfen mochten, aber nicht konnten,



wendet er sich voll Demuth und Zuversicht an Den, Der Niemanden verläßt und Jedem Hilfe zu bringen im Stande ist. Er hatte es in glücklichen Tagen nicht unter seiner Würde gehalten, seine Kniee zu beugen vor dem König der Könige; aber auch Kaiser mahnt und treibt die bittere Noth zu dringenderem und lehentlicherem Gebet. Darum warf sich Ferdinand nieder vor dem Bildnisse seines gekreuzigten Erlösers und flehte aus tiefster Seele zu Gott, daß er um des Blutes seines eingebornen Sohnes willen seine allmächtige Hand ausstrecken und ihn wider seine Feinde schirmen wolle, und daß er ihn inwendig mit Muth und Standhaftigkeit ausrüste, damit er nicht aus Furcht und Zaghaftigkeit zu Schritten sich verleiten lasse, die er für Unrecht halte und darum später bereuen und zurücknehmen müßte.

Und während so der Kaiser vor Gott lag, kam eine Deputation mit einem Forderungszettel, wie seiner Zeit in Offenburg ist einer aufgesetzt und nach Karlsruhe gebracht worden. Diese Artikel hielten sie dem Kaiser vor und verlangten seine Unterschrift. Der Kaiser las das Papier und sagte: Nein, indem er ihnen auseinandersetzte, warum er diese Forderungen nicht gewähren könne und wolle. Die Männer traten aber noch näher auf ihn zu und drohten mit dem Willen und der Macht des Volkes, das zu gebieten habe. Der Kaiser blieb bei seinem Nein! Da trat Einer von der Deputation, er hat Andreas Thonradtel geheissen, ganz hart an den Kaiser, faßte ihn mit der einen Hand beim Wammesknopf und hielt ihm mit der andern das Papier vor die Augen mit den Worten: Fernandel! Willst unterschreiben? Und Ferdinand sagte: Nein! Was jetzt geschehen wäre, weiß ich nicht, aber was geschehen ist, weiß ich. Es schmetterten nämlich die Trompeten der wackern Kürassiers des Dampierre-Regiments zum Burgthor herein, dasselbe Regiment, das heute noch besteht und in Ungarn wieder tüchtig dreingeschlagen hat. Jetzt war der Retter erschienen und die Hilfe vorhanden; jetzt hatten die Studenten einen Stützpunkt, an den sie sich anlehnen konnten; jetzt kamen die wohlgesinnten Schlafmützen bis an die Zähne bewaffnet herangeströmt und die unzufriedenen Schreier verstummten; denn ein tapferes Kürassiers-Regiment macht Muth oder Angst, je nachdem. Der Kaiser von Oesterreich aber ist

bis zur jetzigen Stunde König von Ungarn und Böhmen.

Was uns diese Geschichte angeht.

Da dieser Kalender nicht für die großen Herren, sondern für gemeine Leute geschrieben wird, so fragt es sich, ob auch diese etwas von den Kaisern lernen können. Allerdings. Aus vorliegender Geschichte kannst du merken, daß man nicht Ja sagen soll, wenn Nein sagen Pflicht ist. Gesezt, du seiest zwar nicht Herr über ein großes Reich, aber doch Bürgermeister oder Gemeinderath in einem Dorf. Nun mag sich's wohl ereignen, daß in diesem Dorfe eine alte Einrichtung oder Gewohnheit besteht, die nichts taugt, oder es ließe sich etwas Neues, Zweckmäßiges und für die Gemeinde Nützliches bewerkstelligen und du und deine Kollegen auf dem Rathhause sind schon Handels eins geworden, daß der alte Urath weggesetzt und das Nützliche hergestellt werden müsse und die rechtlichschaffenen Bürger geben euch Beifall. Nun leben aber im Orte auch einige Leute, welche die Sache nicht verstehen oder aus dem alten Plunder Nutzen ziehen; es sind ausgehauste Lumpen da, denen nichts recht ist, was auf dem Rathhause beschlossen wird; es gibt Weiber, welche von der alten lotterigen Gewohnheit nicht lassen wollen. Wenn nun solche Weiblein kommen und jammern und heulen, man möge doch keine Neuerungen vornehmen, und wenn solche Ausdauer mit Fenster einwerfen und noch Uergerem bedrohen, so ist es deine Pflicht, bei deinem Beschlusse stehen zu bleiben und wie Pilatus zu sprechen: Was geschrieben ist, bleibt geschrieben. Denn was verständige Männer gemeinschaftlich nach reiflicher Erwägung Heilsames beschlossen, davon dürfen sie sich nicht durch ein zetterndes Weibsbild oder einen trägeelenden Lumpen abbringen lassen. — Es ist wirklich eine schwere Zeit und Mancher findet sich genöthigt, entweder sein Hauswesen einzuschränken oder sich auf's Schuldenmachen zu verlegen. Du hältst nun für besser, sich nach der Decke zu strecken, als mit fremdem Gelde flott zu thun; darum bleibst du schon längere Zeit vom Wirthshause weg und hast auf Ostern keinen neuen Rock machen lassen, sondern willst es mit dem alten noch ein Jahrlein versuchen. Allein das Alles will noch nicht helfen und du beschließt: Weib und Kind müssen mir auch eine Kriegsteuer entrichten. Deshalb stellst du deiner Familie vor: Ich habe mich der bösen Zeit wegen eingeschränkt; aber ihr müßt auch hel-

fen, sonst können wir nicht mit Ehren bestehen: statt des Kaffee's wird Morgens Suppe gegessen; die vielen Kleider und Feszen, ihr Weibsteute, werden ein Jahr auslangen, ohne daß neue dazu kommen, und du, Emma, kannst jetzt nicht in die Pension, sondern bleibst zu Hause und arbeitest mit den Andern. Wenn nun deine Frau schmolzt und den Kopf hängt und die Suppe immer zu viel oder zu wenig salzt, und wenn die Emma schmeichelt und schön thut und dir die Backen streichelt: Liebs Väterchen, gelt ich darf doch in die Pension, dann sollst du eigensinnig auf deinem Nein beharren. — Findest du den Weg leicht in's Wirthshaus? Kartelst und knöchelst du gern um einen Schoppen und was nachfolgt? Bei Karten und Würfeln bleibt man gerne sitzen, und die Frau schilt, wenn du so spät nach Hause kommst, und du selbst hast am Morgen nicht nur einen leeren Geldbeutel, sondern auch einen verbrannten Magen, rauhen Hals und müßt frühe an den Brunnen und bist zum Schaffen nicht aufgelegt. Du bist aber ein Liebhaber des häuslichen und ehelichen Friedens, eines unverdorbenen Magens, eines vollen Beutels und einer nützlichen Thätigkeit. Darum und deswegen hast du den löblichen Vorsatz gefaßt und dir selbst das Wort gegeben, von heute an nicht mehr zu verschlucken als Beutel und Magen zu ertragen vermögen und jeden Abend Schlag neun Uhr zu Hause zu sein. Wenn nun dein alter Spielmakamerad dich überreden will, wieder mitzumachen, wenn er dir die Karten und den Becher in die Hand drückt und schwört, es gehe nur um eine Halbe, so sollst du hartnäckig sein wie ein Eckstein und bei deinem „Nein“ bleiben. Denn wenn man Gott und sich selber das Wort gegeben hat, so muß man es auch halten, sonst wird man vor Gott und sich selber ehrlos. — Oder du bist ein Weib und hältst dich mehr an die Kaffeeschüssel als an das Glas, aber Gott hat deiner Mutterliebe und deinem Mutterherzen ein Häuflein Kinder anvertraut und die möchtest du wirklich erziehen, wie es einer christlichen Mutter geziemt und wie es dir der Pfarrer beim Brautexamen auseinandergesezt hat. Hat nun ein Kindlein gefragt, ob es nicht da oder dort hingehen, ob es nicht dieses oder jenes Spiel treiben dürfe und du hast für gut gefunden, „Nein“ zu sagen, sei es auch bloß, um dein eigen Kind im Gehorsame zu üben, und zeigt sich das Kind scheinbar zufrieden und thut brav und liebkoost und schmeichelt dem Mütterlein und fragt noch einmal, so nimm dich in Acht, daß

du nicht aus der Rolle fällst und statt „Nein“ Ja sagst, sonst weiß das Kind bald, wie man die Mutter daran bekommt und wer eigentlich Herr und Meister ist. — Endlich seiest du weder Mann noch Weib, sondern Jüngling oder Jungfrau, dann weißt du, was der Joseph im Putipharischen Hause gethan und in wie großem Ansehen die Mädchen stehen, die nicht „Nein“ sagen können. Wo möglich soll es übrigens eine Jungfrau gar nicht so weit kommen lassen, und wäre der Kaiser Ferdinand eine Jungfrau gewesen, so hätte er nicht warten dürfen, bis ihn der Thyradiel am Rockknopf packte, sondern vorher in's Tyrol fliehen müssen. Das „Reisausnehmen“ steht den Soldaten schlecht an, aber den Mädchen gut. Auch gibt es Jungfrauen, welche die Mannsbilder mit einem so gewissen Blick anschauen, daß einer ein frecher Kerl sein muß, bis er sie nur um so Etwas zu fragen getraut und es wäre zu loben, wenn du diesen Blick auch hättest.

Der Kaiser Theodosius und der Bischof Ambrosius.

Es hat sein Gutes, wenn die Vorgesetzten nicht immer dem Willen und den Wünschen der Untergebenen nachgeben, sondern ihre eigene Ueberzeugung stets standhaft behaupten und durchsetzen, denn die Untergebenen haben oft thörichte und nichtsnutzige Wünsche und das souveraine Volk weiß oft selber nicht, was es will; allein es fehlt auch nicht an Exempeln, daß Herrschaften und Potentaten ebenfalls die Weisheit vergessen und Unlöbliches im Schilde führen oder zu Tage fördern. Da wird es dann für den Unterthanen Pflicht, mit der gebührenden Ehrfurcht, aber auch mit unerschütterlicher Mannhaftigkeit vor den vornehmen Sünder hinzustehen und zu sagen: Das ist nicht erlaubt. Dazu gehört allerdings mehr Muth, als auf den Bierbänken oder bei Volksversammlungen über die Fürsten loszuziehen und sie mit breitem Maulte zu zermalmen; aber daß man es kann, hat eben der hl. Ambrosius gegenüber dem Kaiser Theodosius gezeigt. Dieser Theodosius war ein stattlicher, stolzer Mann, der ein scharfes, aber im Ganzen gerechtes Regiment führte und namentlich die Kirche Gottes mit starker Hand schützte und schirmte. Aber er war bei seinem heißblütigen Temperamente sehr dem Zorne unterworfen. Wird aber ein Kaiser zornig, so hat das viel mehr zu bedeuten und weit gefährlichere Folgen, als wenn dir die Galle überläuft. Denn der Kaiser hat einen gar langen

Stecken zum Dreinschlagen und stehen viele gehorsame Diener um ihn herum, die sogleich in's Werk setzen, was ihm in der Hitze herausgefahren. Sinkt dann auch die Keule sogleich hintendrein, so ist eben das Unheil geschehen und kann oft nicht mehr gutgemacht werden. Just so erging es dem Theodosius. Er war sonst ein milder Herr, aber im Zorn that er nicht, was recht ist vor Gott. Nun waren aber die Bürger in einigen Städten übermüthig und aufrührerisch; die von Antiochien hatten den Kaiser gröblich beschimpft und beleidigt, er aber hatte auf Zureden heiliger Männer Gnade für Recht ergehen lassen. Das machte andere frech. In der Stadt Thessalonich ließ die Obrigkeit einen lieberlichen Komödianten einsperren. Weil aber dieser Komödiant ein Liebling des Volkes war, so ging es zu wie seiner Zeit im Badischen. Das Volk verlangte gebieterisch die Freilassung des Arrestanten und da man ihm nicht willfahrte, brach es in wildem Aufruhr los und erschlug mehrere vornehme Magistratspersonen und auch den militärischen Befehlshaber. Als der Kaiser, der gerade in Mailand war, diese Frevelthat erfuhr, brannte er in ingrimmigem Zorne auf. Ambrosius aber, der Bischof von Mailand, auf den der Kaiser wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit große Stücke hielt, ging zu ihm und bat ihn lebentlich, doch einen Unterschied zu machen zwischen Schuldigen und Unschuldigen und nur die Schuldigen mit Strenge zu bestrafen. Das versprach auch der Kaiser dem Bischofe. Aber er hatte auch noch andere Rathgeber als den frommen Mann, und diese setzten ihm einen Floh in's Ohr, indem sie vorbrachten, wie das Letztemal die Güte nichts geholfen, sondern die Leute frecher gemacht, wie man ein abschreckendes Exempel statuiren müsse und was dergleichen Dinge mehr sind. Dadurch wurde der fast verrauchte Zorn des Kaisers auf's Neue angeblasen und loderte in lichterlohen Flammen auf. Er erließ einen so grausamen Befehl, wie nur Herodes oder ein türkischer Pascha einen erlassen kann. In aller Stille wurde der Befehl ausgefertigt und Theodosius machte sich von Mailand weg, damit er dem heil. Ambrosius nicht begegne; denn Leute mit einem schlechten Gewissen gehen den Heiligen gerne aus dem Wege. Und wie es bei jähzornigen Menschen oft geht, daß sie schnell wieder gut werden, so reute den Kaiser gar bald auch seine grausame Anordnung, und er schickte Boten fort, um dieselbe zu widerrufen; aber die Boten kamen zu spät. — Nachdem die Boten der Nacht

und des Todes in Thessalonich eingetroffen waren, verbreitete man das Gerücht, es werde am folgenden Tage ein großes Wagenrennen gehalten werden. Darum strömte am andern Morgen das neugierige Volk arglos und freudig nach der Rennbahn. Möglich rückten von allen Seiten gerüstete Schaa- ren heran, besetzten die Ausgänge, und begannen ein fürchterliches Gemetzel, welches mehrere Stunden dauerte. Siebentaufend Menschen wurden gemordet, Unschuldige wie Schuldige, Fremdlinge wie Bürger. Das war eine grobe Ungerechtigkeit und schwere Sünde vor Gott. Was that nun bei diesen Umständen Ambrosius? Er schrieb dem Kaiser einen langen Brief voll Ehrfurcht, wie es dem Unterthan gegenüber dem Herrscher zusteht, voll Milde, wie es einem Christen geziemt, und voll Ernst, wie es die Würde eines Bischofes erfordert. Er lobt an ihm, was lobenswerth ist, hält ihm das begangene Unrecht vor Augen, ermahnt ihn zur Reue und Buße und schließt ihn zuletzt aus von der Theilnahme am Messopfer und der heil. Kommunion. Einen so stolzen Kaiser zur öffentlichen Kirchenbuße zu verdammen, war nichts Kleines. Theodosius dachte wahrscheinlich auch, der Bischof habe wohl im Briefe so gedroht, allein seine Drohung auszuführen werde er sich nicht ge-

trauen. Er kehrte deshalb nach Mailand zurück und ging seiner Gewohnheit gemäß nach der Kirche. Aber Ambrosius schritt ihm vor den Vorhof entgegen und wehrte ihm den Eingang mit folgenden Worten: „Du scheinst, o Kaiser, das Verbrechen des von dir begangenen Mordes nicht einzusehen, selbst jetzt, da dein Zorn sich gelegt hat. Es ist vielleicht deine kaiserliche Macht, die der Erkenntniß deiner Sünde entgegensteht, und die dein Bewußtsein unnachtet. Aber betrachte nur die menschliche Natur, wie hingällig und wie dem Tode unterworfen sie ist, und wie wir alle in den Staub, aus dem wir entstanden sind, auch wieder aufgelöst werden. Möge der Glanz des Purpurs dich nicht täuschen über die Gebrechlichkeit des Leibes, den er bedeckt. Du herrschest über solche, welche mit dir gleicher Natur sind, du dienest mit ihnen. Denn Einer ist der Herr und König Aller, Gott, der die Welt geschaffen hat. Mit welchem Auge willst du den Tempel des gemeinsamen Herrn Aller betrachten? Wie willst du mit deinen Füßen den heiligen Boden betreten? Wie willst du deine von dem Blute ungerrecht Ermordeter noch triefenden Hände ausstrecken, um den allerheiligsten Leib des Herrn anzufassen? Wie willst du das kostbare Blut des Herrn bringen an deinen Mund, dessen Wort in der Wuth des Zorns das Blut so vieler unschuldigen Menschen vergossen hat? Weiche daher von hinnen, damit du nicht zu altem Frevel neuen fügest. Nimm an das Band, welches dich kraft des Ausspruches Gottes im Himmel bindet; es hat dieses Band die Macht, dich zu heilen, und die Gesundheit deiner Seele herzustellen.“

Diese nachdrücklichen Worte ergriffen den Kaiser in der Seele und er wußte in seiner Verlegenheit nichts zur Entschuldigung vorzubringen, als: der König David habe ja auch gesündigt; worauf der Bischof alsobald erwiederte: Hast du wie David gesündigt, so thue auch Buße wie David. Da unterwarf sich der Kaiser, entfernte sich von der Kirche und reichte sich zu den Büßenden. Acht Monate lang lag er unter dem Kirchenbanne, dann erst löste Ambrosius denselben unter der Bedingung, daß der Kaiser so gleich ein Gesetz erlasse, vermöge dessen alle von den Monarchen gefällten To-



ALB. AMBROSIIUS

desurtheile und verfügten Gütereinziehungen ihm nach dreißig Tagen wieder vorgelegt werden mußten, bevor sie Gesetzeskraft erlangten und vollzogen werden konnten. Das war ein sehr weises Gesetz in so unruhigen Zeiten und bei einem schnell zornigen Kaiser, da sich in dreißig Tagen die Hitze abkühlt.

Vom Zorn.

An diesem großen Kaiser magst du absehen, was es um den Zorn für ein wüthes und schädliches Ding ist, es mag nun ein schneller oder ein langsamere Zorn sein. Ehe ich aber auf dich komme, der du vielleicht auch heißblütig und dem Zornmuth ausgefetzt bist, will ich dir zur Warnung noch zwei Beispiele von großen Herren vorstellen. Der Jähzornige soll den Vortritt thun. — Im schönen Bierlande Bayern lebte vor 600 Jahren ein Herzog, der hieß Ludwig und hatte den Beinamen der Strenge. Dieser befand sich einmal in Kriegszeiten mit seinen Soldaten am Rhein, während seine Gemahlin im Vaterlande, ich glaube in Donauwörth, zurückblieb. Wie es nun einer rechtschaffenen Hausfrau zusteht, so schickte sie ihrem Manne einen Brief in's Feld; zur nämlichen Zeit schrieb sie aber auch an ihres Gatten Kriegshauptmann, mit Namen Rucho. Diese beiden Briefe wurden zufällig verwechselt, so daß der Herzog den in die Hände bekam, der an den Hauptmann geschrieben worden, und der Hauptmann den, der dem Herzoge galt. In dem Briefe an den Rucho standen aber allerhand schmeichelhafte und verbindliche Dinge, wie denn seine höfliche Damen den Männern immer etwas Freundliches zu sagen wissen. Allein diesmal hätte ihr eine Portion Grobheit mehr eingetragen. Denn als der Herzog diese süßen Worte las, wurde seine Eifersucht rege und sein Zorn loderte hoch auf. Augenblicklich wirft er sich auf's Pferd, eilt, von wenigen Dienern begleitet, mit unsäglichlicher Anstrengung, ohne Raht und Ruhe, ohne Mahlzeit und Nachtlager wie der wilde Jäger nach Donauwörth, stößt den Thorwächter am Schlosse nieder, tödtet das Kammerfräulein, wirft die erste Kammerfrau über die Zinnen der Burg hinunter, und läßt am nächsten Morgen, ohne ihrer Thränen und Beteuerungen zu achten, seine Gemahlin enthaupten. Was war der Lohn für solche Unthat? Die folgende Nacht kam Angst und Graus, kamen solche Schrecken über ihn, daß sein schwarzes Haar plötzlich grau wurde, und sein Leben lang konnte er seine Hitze bereuen. Gelt das ist ein wüther Brausekopf gewesen? Ich weiß aber von einem Andern, der mir

noch weniger gefällt und dieser heißt Leontius und war Kaiser in Konstantinopel, wo jetzt der Großtürk sitzt. Seine Unterthanen rebellirten wider ihn, nahmen ihn gefangen und mißhandelten und verstümmelten ihn schrecklich. Da schwur er im grimmen Zorn, wenn er wieder zur Macht gelange, wolle er mit seinen Feinden gerade so verfahren, wie sie ihm gethan. Das war unchristlich, denn im Evangelium ist eine ganz andere Vorschrift gegeben. Leontius bekam aber Zeit zur Besinnung; sein Hauptfeind verbannte ihn auf eine weitentlegene Insel und setzte sich selber auf den Thron. Wie es aber bei Revolutionen zu gehen pflegt, daß sie ihre eigenen Kinder fressen und mit ihren eigenen Machwerken bald selbst unzufrieden sind, so wurde der Feind des Leontius auch bald wieder von denen vom Thron heruntergeworfen, welche ihn hinaufgehoben hatten, und man bekam eine ordentliche Sehnsucht nach dem auf die Insel Verbannten. Er kehrte also zurück, immer noch den alten Zorn im Herzen, obwohl ihn seine Begleiter von seinem bösen Vorhaben abzubringen suchten, indem sie ihm die Unklugheit vor Augen stellten, die er begehen würde, wenn er den Wiederantritt seiner Regierung mit so blutig grausamen Handlungen begänne. Zum Glück für ihre Absicht erhob sich bei ihrer Fahrt auf dem Meere ein gewaltiger Sturm, die Winde sausten und brausten, die Wogen schäumten und zischten, das Wasser öffnete seinen Rachen und drohte das Schiff mit Mann und Maus zu verschlingen. Alles betete, Alles bereitete sich zum Tode, Alles machte fromme Gelübde. Da traten die Begleiter des Kaisers zu ihm und baten ihn flehentlich, in dieser augenscheinlichen Todesgefahr doch seinen Groll gegen seine Feinde abzulegen, vielmehr dem allmächtigen Gott, der allein noch zu retten vermag, zu geloben, keine Rache zu nehmen und allen Feinden zu verzeihen, wenn seine starke Hand ihn aus dieser Gefahr herausziehe. Leontius aber antwortete seinen Rathgebern voll Trost: Lieber mag mich Gott augenblicklich von den Wellen verschlingen lassen, als daß ich Einem meiner Feinde nur das Geringste schenkte. Das Schiff ging nicht zu Grunde und der Kaiser hat später schrecklich Wort gehalten. Bei diesen Männern hat der Zorn großes Unheil hervorgerufen und du denkst vielleicht: Gott Lob, daß ich keine solche That auf dem Gewissen liegen habe. Aber wer weiß, ob du nicht eben so sehr dem Zorne und Ingrimme unterworfen bist und in gleichen Verhältnissen gleich handelst. Wenn du mit einem cholericischen Temperamente behaftet bist, so

wirst du es schwerlich selber wissen; denn dann möchtest du zu denen gehören, welche im Zorn selber nicht wissen, was sie reden und thun. Wohl hast du noch keine Frau umgebracht, aber doch durch dein rohes zorniges Wesen die Mutter deiner Kinder so betrübt, gekränkt und mißhandelt, daß sie halb abgestorben dahin wankt und froh wäre, wenn der Tod sie von dir erlösen wollte. Wohl hast du noch keine Unterthanen eingekerkert, keinem die Augen ausgebrannt und Nase und Ohren abgeschnitten, aber es kann doch sein, daß du schon in blinder Hitze durch unvernünftiges Schlagen an den Kopf dein eigenes Kind blödsinnig gemacht oder den Lehrbuben um einer Kleinigkeit willen krüppelhaft gerüßelt hast. Bei den Prügelein fällt mir gerade ein: Wahrscheinlich hast du schon dagegen geeifert, daß von Obrigkeitwegen oder beim Militär der Haselstock applizirt wird, und hast es entwürdigend und schmähslich gefunden, daß ein vernünftiger Mensch wie ein unverständiges Thier soll geschlagen werden. Ich will jetzt nicht auf die Frage eingehen, was man mit einem Menschenbilde anfangen soll, das wie ein unvernünftiges Vieh sich aufführt, sondern ich frage bloß: Wenn das Schlagen so schändlich ist, warum zuckt es dir so bald durch den Arm und ballt sich deine Faust? Meinst du es sei weniger häßlich, wenn du zuschlägst, als wenn es Andere thun? Oder bist du der Ansicht, das Dreinschlagen in der Hitze sei vernünftiger, als wenn es mit kaltem Blute geschieht? Und gesetzt, du schlagest nicht zu, würdest du es auch unterlassen, im Falle du auf Erden keine Strafe zu fürchten hättest? Auch wenn es keinen Amtmann und kein Zuchthaus gäbe? Wie? wenn einmal deine frommen Wünsche und Verwünschungen in Erfüllung gingen? Wenn das Wetter drein schläge und der Teufel holte, so oft und wo du es verlangst? Es ist wirklich oft grauenhaft anzuhören, welche Verfluchungen aus dem Munde eines Zornigen herausströmen. Tröste dich nicht damit, du meinst es nicht so böse? Du kannst gar nicht sagen, wohin dich der Zorn reißt; denn nicht du bist mehr Herr und Meister über dich, sondern der Zorn. Ein Zorniger ist wie ein Beißener und muß thun, was der Ingrimme fordert. Ich habe einen jungen Menschen gekannt, mit dem sich prächtig leben und umgehen ließ; aber wenn der böse Geist des Zornes über ihn kam, knirschte er mit den Zähnen, zitterte am ganzen Leibe, biß wie ein wüthender Hund mit den Zähnen in ein Stück Holz, ja er hat sogar gegen ganz gute Freunde in der Raserei mit Dolchen geworfen und mit Pi-

stolen geschossen. Auch brauchte es nicht viel, um das Häselein zum Ueberlaufen zu bringen und es ist gar wohl möglich, daß er in gelinde Wuth geräth, wenn er sich selber da im Kalender liest. Freilich beweinte er gleich darauf seine Hitze, und fing an abzubitten und sich selber und sein wildes Thier in ihm zu verwünschen, aber man konnte doch kein recht freundschaftliches Zutrauen zu ihm gewinnen. Ein König von England, seines Namens Heinrich III., lag im Streite mit dem Erzbischof von Canterbury oder Kandelberg, weil der Bischof Gott mehr gehorchte als den Menschen und den Gottesdem Herrendienste vorzog. Da der König nun weder durch Schmeicheleien noch Drohungen etwas bei ihm ausrichten konnte, entfuhr ihm einmal im Unmuth gegen seine Umgebung das rasche Wort: Habe ich denn unter meinen treuen Dienern keinen, der mich von diesem überlästigen Priester befreite? Das schrieben sich Einige hinter das Ohr, gingen hin und erschlugen den Bischof am Altare, in der Meinung, sie würden für diese Heldenthat von ihrem Könige ganz besonders gelobt und belohnt werden. Da täuschten sie sich aber gewaltig. Der Zorn war verflogen und er schwur einen feierlichen Eid, daß er nie im Sinne getragen, seinem Feinde das Leben zu nehmen. Ja er unternahm eine Wallfahrt nach Canterbury, that dort öffentlich Buße und ließ sich von den Mönchen zur Strafe für sein Vergehen geißeln; aber Thomas Becket blieb todt. Solche Dinge passiren dir wohl nicht, aber du hast doch schon manchen Schaden im Zorn angerichtet, Feindschaften hervorgerufen, Streitigkeiten angestelt, Prozesse veranlaßt, Unfrieden im Hause gestiftet, und es wäre jedenfalls viel schöner und besser, du wärest Meister über den Zorn und nicht er über dich. Und wenn du's an dir selber nicht merkst, was es für eine wüste Sache um den Zorn ist, so schau, wie es sich bei deinem Nachbar ausnimmt, wenn er in der Wuth seine Frau mißhandelt oder über Kinder und Dienstboten sakramentirt und lästert. So wohl es ihm ansteht, gerade so wohl steht es dir an. Doch du wärest selber froh, wenn du den Zorn wie einen Bandwurm austreiben könntest, aber du sagst: Ich bin es nicht im Stande.

Ob das wahr sei.

Bermag nämlich der Mensch dem Zorn nicht zu widerstehen, sondern muß er denselben austoben lassen, oder ist es dem Menschen unter dem Beistande Gottes möglich, so des Zornes Herr zu werden, daß er die hitzigen Aufwallungen niederschlagen

kann, ja von solchen Aufwallungen gar nicht mehr angefochten wird? ich rede nicht vom gerechten, heiligen Zorn, von der Entrüstung, welche man über die eigenen und fremden Fehler und Missethaten empfindet, dieser Zorn soll nicht ausgerottet werden. Denn wer sich über das Böse nicht entrüstet, der hat auch keine rechte Liebe und keinen warmen Eifer für's Gute. Was uns hier angeht ist der unheilige sündhafte Zorn, der entsteht, wenn die Eigenliebe, der Eigenwille und der Eigennutz verletzt wird. So kann einer in Raserei gerathen, weil ihm das Vieh nicht folgen, oder weil ein Holzstos nicht spalten will, oder weil er einen kleinen Verlust am Vermögen erlitten, oder weil ihn Jemand schief angesehen, oder weil die Kinder ausgelassen lustig sind und nicht gleich Ruhe geben wollen. Von solchem, gewöhnlich mit abscheulichem Fluchen und Lästern verbundenen Zorne behaupte ich nun: Man kann ihn ausrotten; du aber bleibst bei deiner Ansicht: Man kann ihn nicht ausrotten, man muß zornig werden. Wer hat nun Recht? Auf was stützt sich deine Meinung? Du sagst: Der Zorn ist mir angeboren. Antwort: Möglich, daß du von Vater und Mutter Etwas der Art geerbt, daß du mit einem hitzigen Temperament auf die Welt gekommen, allein würde das zur Rechtfertigung dienen, so könnte mit demselben Rechte jeder Lump sich damit verteidigen, er habe eine durstige Leber mit auf die Welt gebracht, und jedes lieberliche Mensch könnte sich damit rein brennen, die Natur habe sie mit einem hitzigen Blute bedacht. Es wohnt eben in jedem Menschen die Begierlichkeit zur Sünde; es hat aber auch Jeder Vernunft und Willensfreiheit empfangen, damit er nicht der verderbten Natur, sondern der bessern Einsicht folge und die Begierlichkeit zum Bösen niederhalte. Du bist nur zu faul und wendest die rechten Mittel nicht an, sonst wäre dir möglich, was dir jetzt als Unmöglichkeit erscheint. — Du behauptest ferner: Man muß zornig werden; man bringt's an Einen, die Kinder, die Leute machen's Einem darnach! Darauf erwiedere ich einfach: Das wird dir Jeder gerne glauben, daß du der sanftmüthigste und geduldigste Mensch von der Welt wärest, wenn dir keine Widerwärtigkeiten und Verdrüßlichkeiten zustießen, wenn dir Niemand widerspräche, wenn dir keine Beleidigung zugefügt würde, wenn Kinder und andere Leute thäten, was du willst, kurz wenn Alles nach deinem Willen ginge. Ich denke, höchstens der Teufel ist zornig ohne Ursache. Du wirst doch nicht so blödsinnig sein, dir einzubilden, Gott werde einem Men-

schen eine besondere Belohnung in Bereitschaft halten und einen Ehrenstuhl im Himmel hinstellen deswegen, weil er in guten Tagen, da ihm nichts in den Weg gelegt wurde oder keine Anreizungen zum Zorne hatte, sanftmüthig und geduldig geblieben, als ob das eine Tugend und ein Verdienst wäre. Bisher bin ich in der Meinung gestanden, gerade in widerwärtigen Vorkommnissen, bei Beleidigungen und Beschimpfungen, im Umgange mit feindseligen, gehässigen, bissigen, eigenstnigen Menschen habe man Gelegenheit, seine Sanftmuth an den Tag zu legen, sonst nicht. Jetzt will ich dir sagen, warum ich glaube, man könne über den Zorn Meister werden. Der heilige Jakobus schreibt: Jeder Mensch sei langsam zum Zorne, und der Heiland selber spricht: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen, und abermal: Lernt von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen. Ueberhaupt verlangt das Christenthum vielfältig: Dem Zorne zu widerstehen und Sanftmuth zu üben. Das wären aber seltsame Sprüche und kurose Forderungen, wenn der Mensch zornig werden müßte. Wenn ein Vater seinem Bublein von sechs Jahren befehlen wollte, einen Malter sack voll Frucht auf die Schütte oder in die Mühle zu tragen, mit der Androhung von Prügeln, im Falle er es nicht thue, so wäre das ein unbilliger, ungerechter, unvernünftiger, tyrannischer Vater. Nicht besser käme es heraus, wenn Gott das Gebot gibt, sanftmüthig zu sein, und den Zornigen mit Strafe bedroht, während es demselben unmöglich ist, den Zorn zu bemeistern. Da nun aber Gott offenbar nicht unbillig, nicht ungerecht, nicht unvernünftig und nicht tyrannisch ist, so muß es dem Menschen möglich sein, dem Zorne zu widerstehen. Weiber hat es viele Tausend Heilige gegeben, die unter Andern auch dadurch heilig wurden, daß sie bei Beleidigungen und Beschimpfungen, bei Spott und Hohn und unter vielerlei Unbilden sich nicht in die Hitze bringen ließen, und waren viele unter ihnen, welche eine scharfe Galle mit auf die Welt brachten, z. B. der heilige Franz von Sales. Was nun diese gekonnt, bringst auch du zu Stande, wenn du die Sache wie sie angreiffst. Drittens leben in deiner eigenen Pfarrei und auch unter Türken und Heiden Leute, welche die Herrschaft über den Zorn gewonnen haben, die du wenigstens noch nie hast Spektakeln sehen und hören, und diese Leute sind auch nicht aus einem andern Teige geknetet, als du. Endlich bist du wahrscheinlich auch schon vor großen Herren oder

wenigstens vor dem Amtmann gestanden, und hat dieser auch nicht gerade geredet, was du gerne gehört hast, sondern nach deiner Meinung dir ein Unrecht zugefügt. Da hast du aber doch nicht gewüthet, wie wenn dir so Etwas zu Hause von deinen Hausgenossen oder dem Nachbar passirt wäre. Warum hast du denn da den Unmuth so schön verschlucken und verbeißen können?

Eine heidnische Geschichte.

Vor alten Zeiten lebten in Ungarn drunten zwei deutsche Volksstämme neben einander, die Longobarden und die Gepiden. Die lagen nun in häufigem Streit mit einander und schlugen sich die Köpfe blutig. Jeder Volksstamm hatte einen König und jeder König hatte einen Sohn. Der Königssohn der Gepiden hieß Thorismond und der der Longobarden Alboin. Diese waren natürlich im Streite voran und suchten sich hohen Kriegsruhm zu erwerben. Bei einem Kampfe nun wurde Thorismond mit Ungestüm von Alboin angegriffen und getödtet. Dadurch entbrannte aber der gegenseitige Haß und die Erbitterung nur noch heftiger; doch wurde am Ende durch die Vermittlung des Kaisers Justinian ein Friede zwischen ihnen abgeschlossen. Die longobardischen Soldaten verlangten darauf von ihrem Könige für seinen Sohn die Gunst, an der königlichen Tafel sitzen zu dürfen, weil dieses bei ihnen für den höchsten Lohn des Heldennuthes und tapferer Kriegsthaten galt. Der König aber verweigerte diese Huld, obwohl sie für seinen eigenen Sohn gefordert wurde. Ihr wisset wohl, sprach er, daß bei uns kein Königssohn an der Tafel seines Vaters sitzen darf, so lange er nicht von einem fremden Könige mit Rüstung und Waffen beschenkt worden ist. Alboin hörte es und schwieg; als aber die Nacht zu dunkeln begann, nahm er vierzig tapferere Jünglinge mit sich und zog in aller Stille zu Thorismond, dem Könige der Gepiden, dessen Sohn er in der Schlacht erschlagen hatte. Diesem stellte er sein Verlangen vor, von ihm mit dem kriegerischen Schmucke bekleidet zu werden. Du kannst dir einbilden, wie dabei diesem Vater zu Muth war. Allein der Friede war einmal geschlossen, Alboin als Gast in sein Haus gekommen, und die Rechte der Gastfreundschaft standen bei jenen Völkern in solch' heiligem Ansehen, daß der alte König Thorismond den Mörder seines Sohnes umarmte und ihn sammt seinen Gefährten auf's Glänzendste bewirthete. Bei Tische erhielt Alboin den Platz, den sonst der getödtete Prinz Thorismond eingenommen. Dieser

Ausblick griff dem gebeugten Vater tief in's Herz und vom Schmerze überwältigt, sprach er zu einigen seiner Ritter: Ach! wie theuer ist meinem Herzen dieser Platz, und wie verhaßt derjenige, der jetzt auf ihm sitzt! Auf das regalirt Einer der Gepiden die Longobarden mit Schmähworten, diese blieben die Antwort auch nicht schuldig, worauf die Gepiden von ihren Sätzen auffsprangen und die blanken Schwerter zückten, um die unwillkommenen Gäste niederzumachen. Aber da erhob sich der alte Thorismond, gebot Ruhe, nahm die Longobarden in Schutz und untersagte jede fernere Beleidigung. Als das Mahl beendet, ließ er die Waffen seines gefallenen Sohnes herbeitragen, überreichte sie mit Thränen im Auge dem Alboin, umarmte ihn und entließ ihn im Frieden. Selbst die Heiden haben die Großmuth und Selbstverläugnung des Gepidenfürsten bewundert. Was hat nun diesen alten Haudegen bewogen und ihm die Kraft verliehen, den aufbrechenden Zorn niederzuhalten und sich die süße Rache zu verjagen? Offenbar die alte Sitte und das Herkommen der Gastfreundschaft, die er um keinen Preis verletzen wollte, damit kein Makel seine Ehre beslechte. Gibt es nun aber für einen Christenmenschen nicht ebenso triftige Beweggründe und kräftige Mittel, sich selbst zu beherrschen und den zornigen Aufwallungen keinen Raum zu geben? Wir wollen sehen

Wie der Zornteufel auszutreiben.

Vor Allem mußt du lebendig von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß der Zorn eine schwere Sünde ist und dein Seelenheil gefährdet; denn wer den Zorn nur für eine Kleinigkeit ansieht, wird sich der Mühe und Anstrengung nicht unterziehen, ihn zu bemeistern. Bekanntlich steht aber in jedem christlichen Katechismus unter den Haupt- und Todsünden zwischen Fraß und Böllerei und der Trägheit der Zorn, und du darfst versichern, dir zu Gefallen wird er nicht degradirt und unter die läßlichen Sünden verwiesen. Mit Recht hat er sein Platz mitten unter den Hauptsünden. Denn der Zorn ist eine Entwürdigung der Menschennatur, weil der Mensch dadurch in die Knechtschaft seines Temperamentes geräth und die Herrschaft über sich selbst verliert. Schau nur einen Zornigen einmal recht an mit den rollenden Augen, mit dem Kopfe, roth, wie ein kalkutischer Hahn, oder weiß, wie eine geweißte Wand, mit dem aufgesträubten Haar, mit dem schäumenden Munde, den aufgesperrten Nasenlöchern und den krampfhaft zitternden Armen und Fingern, und höre seine Stimme, wie er nicht mehr

redet, sondern brüllt, betrachte seine Stellung, wie er gleich einer Tigerkatze auf dem Sprunge liegt, sich über seinen Feind herzuwerfen, oder seine Gestikulationen, da er wie die Schenkel eines Telegraphen sich abarbeitet, oder die Berserkerwuth, mit welcher er über die nächsten besten Gegenstände herfällt, sie zerreißt, zerschlägt und zertrümmert — betrachte das Alles und sprich unbefangen, ob ein Soldat einem Menschen ähnlicher steht, oder einem wilden Thiere? Die Menschennatur zu schänden und sich selbst in Sklaverei einer Leidenschaft zu begeben, das hat viel auf sich und ist keine Kleinigkeit. — Der Zorn widerstreitet ferner der Liebe; denn der Apostel sagt: Die Liebe ist langmüthig, ist milde; sie ist nicht eigensüchtig; sie läßt sich nicht erbittern; sie trägt Alles; sie duldet Alles. Von Alledem aber thut der Zornige gerade das Gegentheil, und wer dem Zorne Raum gibt, hat keine Liebe. Daß aber das Gebot der Liebe im Christenthum für ein großes gelte, wirst du ohne meine Versicherung glauben; eben darum muß auch die Uebertretung dieses Gebotes, das ist der Zorn, eine schwere Verfündigung sein. — Weiter widerstreitet der Zorn der Demuth; denn der Demüthige läßt sich gerne Etwas gefallen, leidet ohne Murren Unrecht, vergibt den Beleidigern, weil er seiner Sünden eingedenk Vergebung von Gott erwartet. Der Zornige macht es aber wieder gerade umgekehrt. Der Stolz und der Zorn sind Brüder, sind aus der Hölle gekommen und gehen wieder dorthin; die Demuth und die Sanftmuth sind Schwestern, welche ihre Heimath im Himmel haben. Darum hat derjenige, der Alles am Besten weiß, gesagt: Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Du weißt schon lange, daß unter Christen die Demuth für eine sehr große Tugend, ja für die Grundlage aller Tugenden angesehen wird und daß nach der Versicherung dessen, aus dessen Munde keine Lüge kam, Gott nur dem Demüthigen seine Gnade schenkt; eben deshalb muß aber auch das Widerspiel der Demuth, Stolz und Zorn, eine sehr schwere Sünde sein. — Hast du dann die Ueberzeugung gewonnen, der Zorn treibe dich in's ewige Verderben, so mußt du denselben auch als deinen Todfeind ansehen und behandeln. Wie man alle Mittel anwendet um schädlicher oder ekelhafter Thiere, z. B. der Ratten und Wanzen, los zu werden, so mußt du Allem aufbieten, um den Zorn zu erwürgen und auszutreiben. Welches sind aber solche Mittel? Der Herr hat gesagt: Lernet von mir! Bei welchen Gelegenheiten kann man Ihm besonders diese nützliche und schwere

Kunst absehen? Ich denke, namentlich bei seinem bitteren Leiden. Damals z. B., als die römischen Kriegsknechte Ihn zum Narrenkönige machten, als sie in teuflischem Muthwillen den rothen Mantel um Seine Schultern warfen, die Dornenkrone auf Sein Haupt setzten, spöttisch vor Ihm niederfielen, Ihn auf jegliche Weise verhöhnten, verspöten und in's Angesicht schlugen, damals ward Ihm auch Veranlassung zum Zorne und zur Rache in Menge gegeben, es steht aber nirgends zu lesen, daß er sich dadurch hätte zur Hitze und zum Grimme hinreißen lassen, wohl aber das Gegentheil. Diesen leidenden, schmachbedeckten, stillduldbenden Heiland stelle dir recht lebendig vor Augen, nicht etwa drei oder viermal im Tage, sondern gewöhne und zwing dich, Ihn während deiner gewöhnlichen Beschäftigung und täglichen Arbeiten beständig deiner Seele gegenwärtig zu erhalten und recht anzuschauen. Einen einzigen Tag lang wirst du doch diesen Vorsatz auszuführen vermögen und dann hast du schon viel gewonnen; du brauchst dann bloß am nächsten Morgen frisch anzufangen. — Als der Heiland seinen Leidensweg antrat, ging er bekanntlich zuerst auf den Delberg und betete, und da es des Vaters Wille nicht war, daß der Kelch an Ihn vorübergehe, so kam ein Engel vom Himmel und stärkte ihn und Er leerte den Kelch bis zur Hefe. Du mußt auch deine irdische Wanderschaft für einen Kreuzweg ansehen, auf welchem du jeden Tag eine Station gehen mußt. Da wird es dir nicht übel anstehen, wenn du deinen Kreuzweg auch mit dem Delberg beginnst d. h., wenn du jeden Morgen recht ernsthaft betest, Gott möge die Versuchungen zum Zorn von dir fern halten und dir Kraft verleihen, denselben zu widerstehen. Denn was bei Menschen unmöglich ist, das ist möglich bei Gott. — Während der Heiland so verspottet und mißhandelt wurde, sagt die heilige Schrift immer von Ihm: Er aber schwieg. Dies ist also eine weitere Regel, daß man dem Zorne das Thor nicht aufmachen oder bei hitzigen Auswallungen nicht reden, sondern auf die Zunge beißen und eine Weile von dem ärgerlichen Gegenstande sich entfernen soll, bis man wieder gefaßt ist und ein Sprüchlein zu Gemüthe geführt hat, z. B.: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Der heilige Augustinus, da er schon dem Grabe nahe war, gab einem jungen Bischofe den Rath: Thue was einem Manne ziemt. Diesen Rath kannst du dir auch merken, denn der Zorn ziemt einem Manne nicht, weil er unvernünftig und unbesonnen

dreinfahrt. Oder nimm einen Ausspruch des heil. Christophorus zu Herzen und repetir ihn oft. Von diesem großen Heiligen meldet nämlich die Legende, derselbe sei einmal bei einer Christenverfolgung vor dem Richter gestanden, um sich über seine Religion zu verantworten, da sei ihm begegnet, was dem Herrn vor dem hohen Rathe geschah, ein Gerichtsdiener habe ihn in's Gesicht geschlagen. Ein solch' unverschämtes und ungerechtes Benehmen läßt sich ein alter Soldat mit der Verdienstmedaille, wie Christophorus, nicht gerne gefallen; darum regte sich auch in unserm Heiligen der alte Adam und wollte aufbrausen. Allein schnell nahm er sich zusammen und entgegnete bloß: Wäre ich kein Christ! Es laufen endlich auch Leute in der Welt herum, welche im nüchternen Zustande Vieles ertragen können und große Gewalt über sich selbst besitzen, sobald sie aber zu tief in's Glas geguckt, so wird das müste Zornthier in ihnen losgebunden und tobt und raßt, daß Frau und Kinder davon laufen und das Hausgeräth zerschlagen wird. Diese müssen eine Kaltwasserkur gebrauchen, das heißt, sich der geistigen Getränke enthalten. Das wären nun einige Recepte wider den Zorn, andere wird dir dein Beichtvater an die Hand geben, wendest du sie gewissenhaft an, so wirst du ihre gute Wirkung verspüren, wendest du sie gar nicht, oder nur halb an, so rede nicht mehr von der Möglichkeit, dem Zorn Widerstand zu leisten; denn du könntest wohl, aber magst nicht.

Von der Bekehrung.

Es werden das Jahr hindurch viele schöne Vorsätze gemacht, aber die wenigsten gehalten, wie du schon an dir selber erfahren hast. Dagegen fehlt es auch nicht an Leuten, welche vorsichtig sind im Vorsatz machen, aber die fest gefaßten in der Regel halten; und zu diesen Leuten gehören gerne die Heißblütigen oder Cholikerer. Wiederum gibt's nicht wenige, die alljährlich ein- oder mehrmal im Beichtstuhl ansprechen, aber nur, um gleichsam die alten Sünden abzuladen, damit neue wieder besser Platz hätten. Die Sünden werden bekannt, vielleicht ganz aufrichtig, aber von schmerzhafter Reue, von Zerknirschung des Herzens ist wenig wahrzunehmen. Sie wollen Vergebung ihrer Sünden, aber von Bußernst, von Abtödtung, Selbstverläugnung und Genugthuung mögen sie nichts hören. Daß das mit dem Heiligen Spott treiben heißt, braucht dir nicht auseinander gesetzt zu werden. Meinen, man könne Verzeihung seiner Vergehungen erhalten, und zugleich eine sündhafte Bekanntheit fortsetzen, in Haß

1851.

und Feindseligkeit zu verharren und ungerechtes Gut zu behalten, meinen, von Gott begnadigt zu werden, ohne daß man sich einer Beschwerlichkeit, einer Demüthigung, einer Buße unterziehe, das ist ein arger Aberglaube. Mit diesem einfältigen Aberglauben sind aber die Leute von cholericischem Temperamente in der Regel nicht behaftet. Vielleicht beichten sie jahrelang aus Stolz und eingebildeter Rechtschaffenheit gar nicht; vielleicht betreten sie am grünen Donnerstag um der Leute willen die Kirche, theils weil sie wissen, daß sie nur Komödie spielen, theils weil sie dieselbe nach ihrer Meinung nicht nöthig haben. Es hält hart, bis sie zum Glauben gebracht, bis das Schuldbewußtsein in ihnen geweckt, bis der Hochmuth gebrochen; bekehren sie sich aber, so thun sie es recht und vollständig und schrecken vor Nichts zurück. Der Theodosius war ein stolzer Kaiser und seine öffentliche Kirchenbuße war sehr demüthigend, aber er unterwarf sich dem apostolischen Aussprüche des Ambrosius. Wie es dem Theodosius erging, so erging es damals noch vielen Sündern, den öffentlichen allen, und diejenigen geistlichen und weltlichen Herren, welche den Mund so voll davon nehmen, daß die katholische Kirche wieder auf den Zustand der ersten Jahrhunderte zurückgeführt werden sollte, die würden kuriose Gesichter schneiden, wenn man die uralte Bußdisciplin wieder einführen wollte. Es gibt bis auf den heutigen Tag vornehme und gemeine Leute genug, die sündigen wie David, aber daß sie wie David oder die ersten Christen Buße thun, davon ist wenig zu merken. Ich kenne eine Ditschaft, wo Mädchen, deren Kinder an der Hochzeit schon mit-tanzen können, bei der Trauung das Kränzlein auf dem Haupte tragen, als ob sie nie ein Wässerchen getrübt hätten; und man findet das dort zu Land ganz in der Ordnung, human und lobenswerth, nämlich was geschiedte Männer sind und gebildete Damen, den einfältigen Leuten kommt es spanisch und polnisch vor. Wird gar einem Manne, einem Angestellten, die leiseste Zumuthung gemacht, auch äußerlich durch Wort und That vor der Welt zu zeigen, er sei zur Erkenntniß gekommen, daß er schwer sich vergangen, daß er vielfach Aergerniß gegeben, daß es ihn schmerzlich reue und er auf jegliche Weise gut zu machen suche, so empört sich gegen ein solches Ansinnen sein Mannesstolz und seine Manneschre. Als ob der Theodosius und so viele Andere alte Weiber und Strohköpfe gewesen wären, als ob ihr Ansehen durch ihre Buße gelitten

hätte. Die Leute waren vielmehr damals so vernünftig, nicht die Buße, wohl aber die Sünde für Schande zu halten, während umgekehrt in unsern Tagen Mancher im Wirthshause sich mit seiner Lieberlichkeit brüftet und seine Schandthaten als Heldenthaten verkündet, dagegen verächtlich das Maul verzieht und Spott und Hohn ausschüttet, sobald die Rede auf Bekehrung und Büssungen fällt. Und damals waren die Leute in ihrer Einfalt recht froh, in der Kirche eine Gerechtigkeit zu erblicken, die keine ungleiche Wage führt, die nicht die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt, wie es sonst wohl geschieht. Die Unterthanen haben den Theodosius um kein Haar weniger respektirt, weil er sich der Kirchenbuße unterworfen, wohl aber mehr geliebt, weil sie darin eine Bürgschaft sahen, daß solche ungerechte, grausame Handlungen, wie zu Theffalonich geschehen, nicht mehr vorkommen werden. In unsern glorreichen Tagen glaubt jeder Bazenschreiber und Bierbrauer im Frack sich ungeschert über die Geseze und Anordnungen der Kirche hinwegsetzen zu dürfen und das Privilegium zu besitzen, auf eigene Faust sich seine Glaubens- und Sittenlehre zurecht zu schneiden. Es geht in kirchlichen Dingen wie in politischen: Wem ein Gesez lästig ist, weil es seinem schlechten Sinnen und Trachten in den Weg tritt, der erklärt dasselbe für schlecht und die unveräußerlichen Menschenrechte, wie sie's nennen, verlegend. Das traurige Lustspiel die „verkehrte Welt“ wird aufgeführt; die Kinder schreiben der Mutter, der Kirche, vor, wie man Kinder erziehen soll, und Knechte und Mägde meistern die Meisterin und geben der Herrin Anweisung, wie das Hauswesen zu ordnen sei. Wie in politischen Dingen Jeder, der zum Verräther geworden und so viel an ihm lag, die bürgerliche Ordnung und Wohlfahrt zerstört hatte, sogleich Amnestie oder Vergessenheit des Geschehenen verlangt und darin von Andern unterstützt wird, gleichviel ob der Verbrecher zur Erkenntniß seiner Schuld gekommen, oder im Rechte gehandelt zu haben glaubt, gleichviel, ob er seine Handlungen bereut, oder im Herzen nur verstockter und ergrimmt geworden, gleichviel, ob er ernstlich Besserung gelobt oder nur auf gute Gelegenheit paßt, um das alte Spiel von Neuem zu beginnen: so glaubt auch mancher Sünder bei der Kirche und bei Gott Bergebung zu finden, ob wohl ihm aller Reueschmerz und Bußernst abgeht. Das ist aber, wie gesagt, ein arger Aberglaube, und wenn du damit befaßt bist, so darfst du ein altes Mütterlein nicht bespötteln und auslachen, weil es in

Einfalt vielleicht der allerseeligsten Jungfrau mehr Ehre erweist, als sich gebührt, und die Mutter über den Sohn sezt; denn du selber machst ja Gott zu einem schwachen, breiherzigen, ungerechten Manne und raubst ihm jede Majestät und Herrlichkeit.

Die Missionen.

Schwer hält's, sag ich noch einmal, bis der Mensch zur Bekehrung gelangt, obgleich Gott und seine Barmherzigkeit Jeden auffordert und weckt und mahnt und ruft und an sich zieht. Oft bedarf es, besonders bei Menschen von cholericem Temperamente, fast gewaltsamer, außerordentlicher Mittel, um eine Seele zu erschüttern. So war bekanntlich bei dem Apostel Paulus nicht weniger nöthig, als ein Blisstrahl aus hellem Himmel, eine wunderbare Stimme und drei Tage Blindheit und gänzlichcs Einhalten von Speis und Trank, bis die Schuppen von den Augen seines Geistes gefallen, bis sein stolzes Gemüth gebrochen, bis das Licht des Evangeliums in seinem Herzen gezündet. Dann war er aber auch ein fertiger Christ, und keine Verführung, kein Spott und keine Dual, keine Macht der Erde und der Hölle vermochte ihn zu scheiden von der Liebe Jesu Christi. Oft streiten gleichsam Gott und der Teufel jahrelang um einen Menschen, ehe es zur Entscheidung kommt. So war der heilige Augustinus nicht bloß in einer seelenverderblichen Irrlehre befangen, sondern auch mit den Banden des Ehrgeizes und der Fleischeslust umstrickt und gebunden; aber durch das Gebet seiner Mutter war auch die Gnade Himmels mächtig in ihm geworden und zog ihn zum Heile. Sein heller durchdringender Geist erkannte die Wahrheit der katholischen Lehre, aber er war nicht stark genug, sich ihr zu unterwerfen; sein reges Gewissen stellte ihm die Unwürdigkeit und Schändlichkeit seiner sündlichen Neigung und seines sündhaften Umgangs lebendig vor die Seele, aber er fühlte sich zu schwach, dieser Neigung den Kopf zu zertreten und diesen Umgang abzubrechen. Er wollte, aber er wollte auch nicht; er riß an den Fesseln, womit er gebunden war, aber die Fesseln waren ihm doch leicht un-süß; er zürnte über die Knechtschaft, in der er schmachtete, aber doch hatte die Gewohnheit sie ihm lieb gemacht; er bewunderte die Triumphe der Heiligen, aber er fühlte sich nicht stark genug, es ihnen nachzuthun. In solchem Ringen und Kämpfen verzehrte sich die Kraft seines Leibes und seiner Seele. Als er einst im Garten lustwandelte, hörte er eine klare, helle Stimme, welche ihn zurief: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ Der Hei-

lige erzählt selber, die Stimme habe diese Worte oft wiederholt und er nachgedenken, ob etwa Kinder diese Worte bei einem ihrer Spiele zu sagen pflegen. Da nun dies aber nicht der Fall war, erklärte er diese Stimme als ein Geheiß von Gott, sein Buch, die Bibel, zu öffnen und zu lesen, was ihm beim Aufschlagen zuerst in die Augen falle. Er öffnete das Buch und liest den Abschnitt, der ihm zuerst unter die Augen kommt und der also lautet: „Nicht in Gelagen und Trunkenheit, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Reid; sondern ziehet an den Herrn Jesus Christus und wartet des Leibes nicht zur Stillung fleischlicher Lüste.“ Ich las nicht weiter, sagt er selber, mehr bedurfte ich nicht. Ich hatte gelesen, und das Licht des Friedens kam über mein Herz, und alle Zweifelsmächte flohen. So mußte er also lange, lange Zeit in großer Seelenqual und Angst mit sich selbst ringen und kämpfen, bis das Werk der Befehrung an ihm vollendet war. Dann wurde er aber auch das Muster eines Bischofs, ein muthiger Bertheidiger der katholischen Kirche, ein Held in Frömmigkeit und jeder Tugend, kurz er wurde der heilige Augustinus. — Bisweilen ist es ein ganz unbedeutendes Ereigniß, an welches Gott die Befehrung eines Menschen knüpft. So weiß ich von einem Italiener, auf dessen Namen ich mich nicht gerade besinnen kann, Folgendes: Derselbe führte so ein Leben, wie es die meisten Menschen führen, nicht besonders gut und auch nicht absonderlich schlecht. Er war eifrig in seinem Geschäft, aß lieber gut als schlecht und das Wasser schmeckte ihm weniger als der Wein; ging gern in Gesellschaft und hatte Wohlgefallen am fröhlichen Gespräche, wenn auch der gute Name oder die Ehrbarkeit darunter wenig Noth litt. Dabei aber hielt er sich frei von groben Vergehen und Ausschweifungen, so daß Niemand mit den Fingern auf ihn zeigte oder der Gemeinderath ein böses Zeugniß hätte ausstellen können; vielmehr stand er in großer Achtung und Reputation bei seinen Mitbürgern, da er namentlich ein ansehnliches Vermögen zusammengebracht hatte. Ein großer Geldsack wird immer und überall mit aufmerksamen Augen betrachtet, oft auch mit sehnsüchtigen. Dieser stolze Lebemann nun verspürte einmal Hunger, noch ehe es zwölf Uhr geläutet und die Suppe auf dem Tische stand. Darum versügte er sich in die Küche, wo seine Frau gerade der Kocherei oblag, und hielt Inspektion in dem Küchenkasten, ob sich nicht allenthalben von gestern her ein Knochen vorfände, an dem noch etwas abzuschälen wäre. Allein es war keine

Reliquie der Art zu entdecken, was dem Italiener das Blut schon in Wallung versetzte. Ziemlich heftig fragt er die Frau, ob sie denn nichts für ihn unter die Zähne habe. Die Frau, eine fromme Person, verspricht schnell etwas zu bereiten und gibt ihm ein Buch voll Lebensgeschichten der Heiligen, damit er sich derweil die Zeit vertreibe. Er aber nimmt das Buch und wirft es voll Zorn auf den Boden. Da die Frau schweigt und dadurch dem Streit aus dem Wege geht, und da es eine langweilige Sache ist, auf das Essen zu warten mit hungerigem Magen, und da die Langweile am Ende doch noch durch das Lesen einer Legende besser vertrieben wird, als durch's Garnichtsthun, so greift er doch wieder nach dem Buche und fängt an, auf Gerathewohl darin zu lesen. Ich weiß nicht, was er darin gefunden; aber das weiß ich, daß er Hunger und Essen vergessen, seine bisherige Lebensweise aufgegeben und ein ganz anderer und besserer Mensch geworden ist.

Aber wann kommen wir denn zu den Missionen?

Gerade jetzt sind wir daran. Unter den tausenderlei Mitteln nämlich, welche Gott in seiner Weisheit erwählt, um die Menschen an sich zu ziehen, um sie zur wahren Buße und Befehrung zu bringen, nehmen die Missionen nicht die hinterste Stelle ein. Da ich am vormjährigen Kalender geschrieben, hätte mir entfernt nicht geträumt, daß ein solches Ding in unserem Lande, und gar von Jesuiten, abgehalten würde, und wer es damals prophezeit hätte, wäre hübsch ausgelacht worden. Aber im Badischen ist Alles möglich und so haben denn auch die Missionen ihren Einzug gehalten. Darüber haben sich viele Leute unmäßig gefreut, andern ist es als wahrer Gräuel zum voraus vorgekommen. Es leben Leute von meiner Bekanntschaft, welche allen Ernstes glaubten, durch die Missionen werden alle Wunden geheilt und alle Unstetlichkeit und Gottlosigkeit vertrieben werden, und ebenso habe ich Stimmen gehört, welche meinten, durch dieselben Missionen werde das Volk in eine greifbare Finsterniß, in kopflose Dummheit und Aberglauben hinein geführt, auch sei zu beforgen, daß Aufregung und religiöser Haß und Fanatismus entstehe. Was meine Wenigkeit betrifft, so konnte ich in den Jubelruf der Hoffnungsreichen nicht einstimmen und ich schlug die Ernte einer solchen Aussaat nicht gar zu hoch an. Ich bin eben bereits in einem Alter, wo Einem viele Hoffnungen zu Wasser

geworden und manche Erwartung fehlgeschlagen. Das Lieblein von der Volksverdummung und vom Abergläubischmachen ist schon so oft gesungen worden, und man kennt die Vögel, die es vorpfeifen, so durch und durch, daß es keinem vernünftigen Menschen mehr Angst und Bang macht. Auf den Fanatismus war ich am meisten gespitzt; ich hätte gar zu gern meine badischen Landsteute für die Religion erglüht, entflammt, entusiastirt und meinerwegen fanatistirt gesehen, wie ihnen das fremde Ding auch anstände. Ich hatte nicht die mindeste Furcht vor Ansteckung (der Fanatismus soll ansteckender sein als die Cholera), denn ich bin gegen solche Sachen bombenfest. Allein bis dahin ist's noch weit; ich mochte Augen und Ohren noch so sehr aufsperrn, nichts da von übermäßiger Begeisterung, nichts von Fanatismus. Ja ich zweifle, ob die guten Patres mit all' ihrer Mühe und Anstrengung es im Fanatistiren des Volkes auch nur so weit gebracht haben, als kurz vorher die politischen Schreier; und doch sind, wenigstens in meiner allernächsten Umgebung, auch bei den politischen Missionen die meisten Leute kalt und nüchtern genug geblieben. Allerdings haben sie gelärmt und gejohlt und Freiheit und Gott weiß, was Alles, gerufen, allerdings sind sie im schnellen Trapp herumgelaufen und haben unmenshlich viele Schüsse losgeknallt und unnöthig Pulver verschossen; aber es war bei den Meisten, wie wenn Einer sich stellt, er habe sich einen tüchtigen Rausch angetrunken; er wankt und schwankt und lauft überzwerch, jandzt und gestikulirt wie ein Besoffener, allein jedes Kind sieht ihm an: Der Kerl ist ja kazen-nüchtern und thut nur so dergleichen. Und als gar das zweite Aufgebot abmarschiren und die Hessen todtzuschlagen sollte, da war nicht nur kein Rausch und kein Fanatismus vorhanden, sondern der miserabelste Kazenjammer. Also mit dem Fanatismus war's auch bei der Jesuiten-Mission nichts, man müste denn das Absingen der Marienlieder dazu rechnen, womit sich die Schwaben-Pilgrime am späten Abend erlustigten. Obwohl diejenigen am weitesten von der Scheibe geschossen, welche der Meinung waren, unser Volk sei zu reif, zu mündig, zu aufgeklärt, um an solch' veraltetem Zeug Theil zu nehmen, obwohl gegen diese Meinung das Volk aus nah und fern massenhaft zusammenströmte, so zeigte sich doch eine solche Ordnung und Ruhe, und waren sogar die bei Volksversammlungen sonst herkömmlichen Wein- und Schnappsräusche so wenig zu erblicken, daß alle Polizei überflüssig war und kein

Uebersißer wegen der Polizeiglocke gestraft wurde. Mochte aber diese Mission nach außen wenig Lärm, so schlug sie doch im Innern der Menschen gewaltig ein und bewirkte über meine Erwartung Revolutionen in der Seele. Ich rechne hieher nicht die unzähligen Thränen und das Schluchzen, wie sie von den Missionären durch die Kraft und Wahrheit in ihren Reden hervorgerufen wurden; denn einem Weiberauge sind leicht Thränen zu entlocken und es ist damit noch wenig gethan; sondern der tiefe sinnige Ernst, der auf so vielen Gesichtern lag, die Einker in sich selber und die dadurch bewirkte Selbsterkenntniß, die Erschütterung, die Viele ergriffen, die nur aus Neugierde oder noch schlimmeren Absichten gekommen waren, die demüthige, aufrichtige Selbstanlage vor Gott und seinen Dienern, welchen sich die Meisten freudig unterzogen, der stille Frieden auf den Angesichtern der Heimkehrenden, — Dies und Aehnliches hatte mich zur Ueberzeugung gebracht, daß diese Missionen ganz geeignet sind, Bekehrung und Sinnesänderung zu bewirken. Freilich sind bei Vielen die guten Vorsätze verflogen und der alte Adam hat den neuen verdrängt, das alte Schandleben hat wieder begonnen und die alten Sünden tanzen ungestört ihren Reigen; aber es ist doch nicht bei Allen so gegangen, vielmehr gibt's auch nicht Wenige, bei welchen die Blüthen, die bei den Missionen in ihrer Seele hervorgebrochen, zu Hause Früchte gebracht haben und mit Gottes Hilfe immer noch mehr bringen werden. Und zu diesen, denk' ich, gehören vorzüglich Leute von heißblütigem Temperamente, die sich zu solchem Gange verstanden haben. Wenn du darum auch so eine Ader von Cholera in dir verspürst und findest Gelegenheit, einer Mission beizuwohnen, so versäume sie nicht, wenn dich auch bloß die Neugierde dazu anmahnt, vielleicht daß Gott seine Barmherzigkeit an dir erweist. Gehörst du aber zu denjenigen, welche von solchen Sachen nichts sehen und hören wollen und die um keinen Preis zum Mitmachen zu bringen wären, so schilt und lästere wenigstens nicht darüber; denn es läßt nicht fein, über Etwas zu schelten, das man doch nicht kennt.

Warum die Missionen so tiefen Eindruck auf die Leute machen.

Es gibt meines Wissens keine Wirkung ohne Ursache; darum müssen besondere Umstände zusammenwirken, daß die Missionen so erschüttern und tief in die Seele einschlagen. Welches sind nun

die Umstände? — Die Missionen werden gewöhnlich an Orten gehalten, wo große stattliche Kirchen stehen. Zwar hat in der Regel in jedem Orte unser Herrgott, wie es sich gebührt, das schönste Haus und das geräumigste höchste Zimmer, aber doch sehen in manchen Dörfern die Kirchen armselig genug aus und gleichen bisweilen mehr einer Zehntscheuer oder einem Keller als einem Gotteshause, und sind nicht viel sauberer als eine Bauernstube am Sonntagmorgen. Die Leute gewöhnen sich freilich daran und wissen von nichts Anderem; allein wenn sie dann einmal in einen weiten, hochgewölbten Tempel eintreten, so erweitert sich auch ihr Herz, die kleinlichen Sorgen verschwinden; es ist, als falle ihnen ein schwerer Steinblock von der Brust, und wird ihnen merkwürdig leicht und wohlgemuth. Auch nehmen in der Heimathskirche die Leute gerne ihr ganzes Hauswesen mit in den Gottesdienst, was natürlich der Andacht keinen Vorschub leistet; da haben sie wohl Gott auf den Lippen, im Herzen aber ganz andere Dinge. Bei den Missionen aber haben sie Gelegenheit und Veranlassung, einige Tage von Hause wegzugehen, und die Bauernleute verstehen die Kunst gar wohl, mit dem Austritte aus der Wohnung und dem Vaterorte die häuslichen Sorgen und Widerwärtigkeiten abzuschütteln. Da steht denn nichts mehr zwischen ihnen und ihrem Gott und das Gebet wird ein ganz anderes und kräftigeres. Wo schöne große Kirchen sind, da trifft man gewöhnlich auch einen schönen priesterlichen Ornat, anziehende Gemälde und Bildsäulen, sinnige Bergierungen, erhabenen rauschenden Orgelstöne und anmuthigen Gesang; das Alles spricht Vornehm und Gering wohlthuend an, doppelt wohlthuend aber diejenigen, in deren Mutterkirche es mit solchen Dingen übel bestellt ist, wie leider gar häufig der Fall. Es sind dies freilich unwesentliche, äußere, sinnliche Sachen, aber sie erheben doch das Gemüth und tragen die frommen Empfindungen wie auf Flügeln zum Throne Gottes empor. — Bei einer Mission strömen ferner die Gläubigen weither zusammen und es ist erheben anzuschauen, wie sie von den Bergen herunter, die Thäler entlang, über die Ebene betend und singend, einzeln und in Gruppen einherziehen, und wie die weite Kirche für die Schaaren kaum Platz bietet, die sich da in großer Andacht versammeln. Auch das ist von großem Einfluß. In unserem Lande wenigstens steht man in manchen Orten mit seinem katholischen Glauben und seiner Anhänglichkeit an die Kirche wie vereinzelt; kaum findet man eine

Seele, mit der man ungeschweht und unverspottet von dem, was einem so sehr am Herzen liegt, reden darf, dagegen klingen einem widerwärtig die Ohren von dem Spott und dem Hohne, mit welchem überall über die Kirche und ihre Einrichtungen, über Christus und die von ihm verordneten Sacramente hergefallen wird. Man kommt auf die Meinung des Elias, es sei Niemand mehr vorhanden, der am alten Glauben festhalte, man wird darüber verduzt und wagt es kaum, seine Ueberzeugung öffentlich durch Wort und That an den Tag zu legen. Bei den Missionen sehen sie nun, daß Gott immer noch 7000 vorbehalten, die ihre Knie vor Baal nicht beugen, sie erblicken Leute aus verschiedenen Gegenden, von verschiedenem Alter und Geschlecht, die alle in der nämlichen Absicht hergekommen, mit der nämlichen Aufmerksamkeit die Vorträge anhören, in derselben Andacht sich vor Gott niederwerfen, mit demselben Eifer sich zum Beichtstuhle drängen; man lernt Gleichgesinnte kennen, kann sich mit ihnen über die wichtigsten Angelegenheiten unterreden, sein Herz vor ihnen ausschütten, und seinen heiligsten Gefühlen und Empfindungen freien Lauf lassen. Das gibt Zuversicht und Muth, auch seinerseits im Bekenntnisse seines Glaubens auszuharren und Andere zu gewinnen. Zwar wird jeden Sonn- und Feiertag in jeder Pfarrkirche gepredigt, wo der Pfarrer seine Schuldigkeit thun will und thun kann; allein den Pfarrer hat man eben schon oft gehört und nicht bloß auf der Kanzel, die Missionäre dagegen sind neu; auch fehlt deinem Pfarrer bei allem Eifer und Fleiß vielleicht die Gabe, das Wort Gottes recht eindringlich an das Herz zu reden, während das die Missionäre aus dem Fundamente verstehen. Man wählt natürlich zu solchem Amte keine Männer, welchen die Gabe der Mittheilung abgeht. Aber gesetzt sogar, euer Pfarrer predige verständlicher und eindringlicher als irgend ein Missionär, so predigt er eben doch nur allsonntäglich einmal. Da geht es denn wie mit den Kukulern in meinem Garten. Diese blühen schön und setzen Früchte an, aber nach einigen Tagen werden sie dürr und fallen ab. So blühen bei einer eindringlichen Predigt am Sonntage schöne Vorsätze und heilige Entschliefungen in der Seele auf und versprechen herrliche Früchte, aber am Donnerstag sind sie wieder vergessen. Die Wurzel hatte noch nicht tief genug gefaßt. Bei den Missionen dagegen, wo fast eine Predigt der andern folgt, da wird der Boden zuerst gehörig vorbereitet und gelockert, dann die Wurzel

Schlag auf Schlag hineingetrieben, bis sie so tief sitzt, daß sie schwer herauszureißen. Darum je länger Einer der Mission beiwohnen kann, desto wahrscheinlicher nicht nur seine Bekehrung, sondern auch die Haltbarkeit derselben. Endlich ist nicht zu vergessen, daß an solchen Orten und bei solchen Gelegenheiten, wo so viel und herzlich gebetet und das heiligste Altarssakrament empfangen wird, die Gnade von Oben auch reichlicher strömt, als anderswo. —

Von alten Soldaten.

Das Kriegshandwerk ist ein rauhes Handwerk, und je länger ein Krieg dauert, desto mehr reißt die Verwilderung ein. Was nun ein rechter Heerführer sein will, der muß einen eisernen Charakter, ein cholericisches Temperament und einen unbeugsamen Sinn besitzen, damit Zucht und Ordnung wenigstens nicht ganz verloren gehe. Ein solcher Charakter aber und ein solches Temperament reizt schon von Natur aus stark zum Hochmuth und mag darum von Religion nicht viel wissen. Auch ist einem Kriegsobersten bei bedrängten Zeiten eine große Gewalt in die Hand gelegt, was eben auch nicht geeignet ist, Demuth hervorzurufen und zur Andacht und Frömmigkeit zu stimmen. Und da ein General im Felde seinen Soldaten Allerhand ungestraft hingehen lassen muß, was sich mit einem zarten Gewissen schlecht verträgt, so läßt er sich leicht selber auch Vielerlei hingehen, was mit dem Christenthum nicht recht verträglich ist, und sein Gewissen bekommt eine büffelleberne, unempfindliche Haut; und da er in Kriegszeiten von der menschlichen Gerechtigkeit oft wenig erblickt, so mag ein solcher leicht auf den Gedanken verfallen, im Himmel herrsche eben so wenig eine; und da im Kriege Vieles von der Geschicklichkeit des Heerführers und dem Muth der Soldaten abhängt, so könnte einer leicht auf die Vermuthung gebracht werden, es hänge Alles davon ab und an dem Segen von Oben sei nichts gelegen. Trotzdem hat es zu allen Zeiten nicht bloß rechtschaffene und tugendhafte Soldaten gegeben, sondern auch fromme und gottesfürchtige Feldherrn. So rastete vor etwas mehr als 200 Jahren ein wilder, wüster, blutiger Bürgerkrieg durch unser Vaterland; wie reißende Thiere stürzten sich die Bruderstämme auf einander, um sich zu zerfleischen, Handel und Verkehr standen still, die Pflugschaaren wurden zu Schwertern umgeschmiedet, die Saaten zertreten, Städte und Dörfer verbrannt und verwüstet; am Ende des

Krieges glich Deutschland einer Einöde, und wo sonst friedliche fröhliche Menschen wohnten, dort hatten Wölfe ihre Wohnung aufgeschlagen. Bete, daß uns Gott vor einem neuen Bürgerkriege und seinem Jammer bewahre. In diesem unglückseligen Kriege stand auf Seiten der Katholischen unter andern der Feldmarschall Tilly, den Lesern des Kalenders im Bayerland gar wohl bekannt. Der sollte in der Jugend Geistlicher werden, aber der Feldmarschall, der schon damals in ihm steckte, litt es nicht, er mußte Soldat werden. Er machte alle Schulen im Kriege durch und diente vom Gemeinen bis zur höchsten Stelle, was gerade die besten Feldherrn gibt. Obwohl nun Tilly nicht in den geistlichen Stand trat, so legte er doch sein ganzes Leben lang eine solche Frömmigkeit und Liebe zur katholischen Kirche an den Tag, wie sie bei Geistlichen nicht immer gefunden wird. Die Religionspaltung war zwar die Veranlassung zu jenem traurigen Kriege, aber bald handelte es sich bei den Führern und Leitern nicht mehr um Religion, sondern um Beute und Länderbesitz, um Ehre und Bereicherung. Dem Tilly aber war es um das Ansehen und die Erhaltung der katholischen Kirche zu thun, sonst hatte er nichts im Auge. Man wollte den siegreichen Helden in den Reichsfürstenstand erheben, er aber gab dem Kanzleischreiber 500 fl., damit das Patent nicht ausgefertigt und er mit dieser Würde nicht beschwert werde. Das war bei einem Manne, der so große Verdienste und Vorzüge besaß, eine Selbstverläugnung, wie vielleicht ich und du sie schwerlich ausgeübt hätten. Damals waren Plünderung, Brandschatzung und Raub an der Tagesordnung, und man wußte nicht mehr anders, als das verstehe sich im Kriege von selbst, und die meisten Heerführer schleppten ungeheure Schätze zusammen und verpraßten sie in schwelgerischem Leben. Auch Tilly vermochte nicht zu verhindern, daß von seinen Soldaten, die aus der halben Welt zu seinen Fahnen geeilt, geraubt und Gewalt verübt wurde, er selbst aber blieb solchem Frevel fremd und that Einhalt nach Kräften; er fragte so wenig nach Geld und Gut, daß er eine goldene, mit den kostbarsten Steinen besetzte Kette, welche ihm von einer sehr vornehmen Frau verehrt wurde, dem Kloster Alt-Deitingen schenkte; und da ihm eine Stadt aus Dankbarkeit, weil er sie geschont und gerettet, eine bedeutende Geldsumme zum Präsent machen wollte, nahm er sie nicht an. Darum war auch seine Hinterlassenschaft für einen Mann von seinem Amt und Stand wahrhaft arm.

selig. Er brauchte aber auch wenig; denn er war überaus mäßig und unterzog sich sogar strengen Fasten, und die Weibsbilder kosteten ihn gar nichts. Kurze Zeit vor seinem Tode konnte er mit Wahrheit von sich sagen: Ich habe nie einen Kausch gehabt, nie ein Weibsbild berührt und nie eine Schlacht verloren. Später verlor er freilich, nachdem er in 36 Treffen Sieger geblieben, nach heldenmüthiger Gegenwehr eine blutige Schlacht und bald darauf in Folge schwerer Verwundung sein Leben; aber einen unbefleckten Leib legte er in das Grab und das Lied hat er zu Schanden gemacht: Wer niemals einen Kausch gehabt, der ist kein braver Mann. Denn dieser mäßige, nüchterne Held war ein braver Mann, der es wohl meinte mit des deutschen Reiches Glanz und Wohlfahrt, ein braver Soldat, der kaltblütig aushielt im dichtesten Kugelregen und mit seinen Untergebenen Strapazen und Gefahren treulich theilte; ein frommer Christ, der nicht wankte im Vertrauen auf Gott, der die Anordnungen seiner Kirche gewissenhaft beobachtete und Gut und Blut hingab für die Erhaltung seines väterlichen Glaubens. Deshalb konnte er auch auf dem Sterbebette vor dem letzten Athemzuge gottergeben und getrost ausrufen: Auf dich, o Herr, hab' ich vertraut; darum werde ich in Ewigkeit nicht zu Schanden werden.

Der alte Zietzen.

Damit du nicht etwa in die Meinung verfällst, als habe es nur bei den Katholischen fromme und gottesfürchtige Soldaten gegeben, so will ich dir ein Exempel von einem protestantischen vorsehen, und zwar den alten Zietzen, der etwas mehr als hundert Jahre nach dem Tilly gelebt hat. Hast du noch nie etwas von diesem Hans Joachim gehört? Wenn dein Großvater im siebenjährigen Kriege mitgekämpft hat, hat er ihn gewiß gekannt und von ihm erzählt. Von ihm wurde damals in ganz Deutschland mehr gesprochen, als Anno 1848 im Badischen von Hecker und Struve, oder von dem alten braven Radetzky; und der Tabakfabrikant, der den ersten Einfall hatte, Zietzen's Bildniß auf die Päckchen zu drucken, ist ein reicher Mann geworden. Und mit Recht erlang sein Lob von allen Lippen und steht in Berlin draußen sein Ehrenbild auf einem schönen Plage. Es ist seltsam, aber man trifft's oft so, daß ein so großer Mann von so kleiner Postur ist. Unter einem weltberühmten Helden denkt man sich gern eine großgewachsene Gestalt mit felsenfester Gesundheit. Wenn du dir

aber den Zietzen so vorstellst, bist du auf dem Irrwege. Fast sein Leben lang litt er an Kränklichkeit und von Gestalt war er fast ein Knirps; aber dieser kleine David hat manchen ungeschlachten Goliath zusammengehauen und über Haufen geritten. Die Soldaten hießen ihn nicht umsonst den Husarenkönig; wie ein Schutzengel stand er seinem Könige, dem großen Fritz, zur Seite, als ein treuer Wächter beschützte er das Heer, wie ein tobendes Gewitter fuhr er mit seinen Husaren unter die Feindesheere. Aber er war nicht nur ein tüchtiger Soldat und geschickter Heerführer, nicht bloß ein treuer Unterthan und Vertheidiger seines Vaterlandes, er war auch ein rechtschaffener Christ voll Frömmigkeit und Gottesfurcht. So gut er mit dem Sabel bekannt war, eben so gut mit der Bibel und dem Gesangbuch. Jeden Morgen mußte man ihn eine Zeitlang allein lassen, wo er dann ungestört mit seinem Gott sich unterredete; bei allen großen Bedrängnissen wandte er sich zuerst zu Gott und suchte dort Rath und Hilfe; die schwersten Schläge des Schicksals ertrug er mit Gleichmuth und Gelassenheit, sobald er sich eine Weile in Andacht gesammelt hatte. Natürlich waren es hauptsächlich die Soldaten, besonders sein Regiment, für welche er täglich in der stillen Kammer und vor der Front Gott sein Gebet darbrachte. So lange er seine Kniee beugen konnte, verrichtete er dieses Geschäft knieend, als seine Glieder alt und steif geworden, hielt er seine Andacht ehrfurchtsvoll gebeugt. Aus dieser Andacht und Gottesfurcht hat er ein wahrhaft merkwürdiges Gottvertrauen geschöpft, das er auch Andern mitzutheilen im Stande war. Schon in jungen Jahren mannigfaltigen Gefahren für Gesundheit und Leben ausgesetzt, gewann er die festeste Zuversicht, daß ihn Gott zu großen Dingen auserlesen und bis in das späteste Alter aufbewahren werde. Da er noch jung und allenfalls erst Obrist war, stand er bei Hofe in Ungnade, darum lebte er auf seinen Gütern, kaufte neue und verbesserte die alten. Das kostet Geld und der gute Mann gerieth tüchtig in Schulden hinein. Das Schuldenmachen können aber die Weiber wohl an sich selber, aber nicht an den Männern leiden. So fing nun die Frau des Zietzen auch an zu jammern und zu lamentiren und dem Manne die beweglichsten Vorstellungen zu machen; dieser aber lächelte bloß, und als sie endlich schwieg, erwiederte er kurz: Mit deinem Zweifelsthum wirst du Kanaan nicht erblicken! — Er hatte aus seiner ersten Ehe ein einziges Kind, einen

Sohn, an dem natürlich seine Seele mit der innigsten Zärtlichkeit hing. Da rief Gott den Knaben in einem Alter von acht Jahren zu sich. Die Mutter war trostlos und wollte sich von dem eben entschlafenen Liebling nicht trennen lassen; er aber rief ihr in ächter Soldatenfrömmigkeit zu: Der Herr will ihn haben. Sein Wille geschehe! Einige Jahre später wurde ihm diese heißgeliebte Frau nach einem fürchterlichen Todeskampfe entrisen. Tief erschüttert stand der Held bei dem erblaßten Leichnam, allein kein Kleinmuth, keine Klage und kein Murren entraun seinen Lippen, sondern gott ergeben brach er in die Worte aus: Ich verliere viel, unaussprechlich viel! eine schöne, tugendhafte, verständige, wirthschaftliche und gottesfürchtige Frau. Aber Der hat sie gerufen!

Das Auffallendste im Leben Ziethen's ist das Verhältniß, in welchem er zum Könige stand. In Unerschrockenheit, Tapferkeit und Kriegskennntniß waren freilich beide Männer einander sehr ähnlich, in Religionsansichten dagegen weit verschieden. Friedrich der Zweite war ein großer König und besaß vortreffliche Eigenschaften, doch war Religion nicht seine starke Seite. In jungen Jahren schon war er einigen französischen, leichtfertigen Witzbolden in die Hände gefallen, und von diesen wurde ihm Gleichgültigkeit gegen das Christenthum eingeimpft. Wenn er sich nun auch wenig darum bekümmerte, zu welchem Glauben seine Unterthanen sich bekannnten, sofern sie nur Steuer und Abgaben richtig zahlten und nicht gegen die Staatsgesetze sündigten, wenn er sowohl Jesuiten und Pietisten, als auch halbe und ganze Heiden ruhig im Lande ließ, so waren doch die Freigeister scheinbar seine Lieblinge und verkehrte er am meisten mit ihnen. Daß er aber doch die Ueberzeugung in sich trug, der beste Christ sei auch der beste Unterthan und zuverlässigste Diener, das sehen wir an seinem Benehmen gegen Ziethen. In wichtigen Angelegenheiten fragte er nicht seine spaßmachenden Tischgenossen um Rath, sondern er ging zu seinem Husaren-general; und wenn große Bedrängniß und schweres Unglück ihn heimsuchte, was ein paarmal geschah, da suchte er keinen Trost bei den wälschen Wundbeuteln, sondern bei dem Soldaten-Vater Ziethen, dem eifrigen Beter. Dieser hatte aber auch immer einen Trostspruch in Bereitschaft. Einmal befand sich der König in so fataler Lage, daß für ihn und sein Heer kein Ausweg mehr möglich schien, und er vielleicht stark versucht gewesen sein soll, von dem Gifte Gebrauch zu machen, das er immer in einem Ringe

mit sich getragen haben soll. Tief bekümmert begab er sich zu seinem Freunde und klagte ihm, daß ihm keine Hoffnung bleibe, als ein ehrenvoller Tod. Ziethen sprach ihm Trost ein, indem er versicherte, es werde noch Alles einen guten Ausgang nehmen. Fritz war von einem so wohlfeilen, gewöhnlichen Trostspruch wenig getröstet und erwiderte, von der ganzen Welt verlassen, spöttisch: ob er sich einen neuen Verbündeten verschafft hätte? „Rein“, versetzte Ziethen zuversichtlich, „nur den alten da oben, und Der verläßt uns nicht.“ „Aber Der thut ja keine Wunder mehr“, meinte Fritz. „Das brauch's auch nicht, Er streitet dennoch für uns, und läßt uns nicht sinken“, war des Helden Antwort. Und als der König wirklich mit Ehren aus der Bedrängniß gekommen war, sagte er zu Ziethen: „Er hat damals doch Recht gehabt, und sein Verbündeter hat Wort gehalten.“ Aber Ziethen behauptete später nicht bloß, daß ihm Gott damals Wort gehalten, sondern daß ihm Gott Alles gewährt habe, um was er Ihn gebeten. Man müsse nur recht zu dringlich und beharrlich im Bitten sein, so schlage einem Gott nichts ab. Und darin hatte der Mann recht, wenn man noch hinzusetzt, daß man auch recht um das Rechte bitten müsse.

Wie Fritz den Ziethen geehrt.

Wenn die Könige Jemanden lieb gewonnen, so erweisen sie dem Lieblinge äußere Ehrenbezeugungen, damit auch andere Leute erkennen: Dieser und Jener steht bei dem Könige in großen Ehren. Wie es damit vor alten Zeiten gehalten wurde, weist du aus der Geschichte des Mardochai oder Mardochäus im Buche Esther und des ägyptischen Joseph's. In unsern Tagen macht sich die Sache etwas anders: man hat Stern und Band und hängt es dem Gefeierten über die Brust, es gibt geschickte Bildhauer und Erzgießer, die machen ein sauberes Standbild, das dann auf öffentlichem Markte aufgestellt wird. Das Alles wurde dem Ziethen auch zu Theil, aber nicht ihm allein, sondern andern tüchtigen Feldherren auch. Der König von Preußen fand aber Gelegenheit, den Husarenkönig so auszuzeichnen, wie es bei keinem andern der Fall war. So kommt einmal der alte Held (er war damals schon in den achtzigern) auf das Schloß, um dem Könige seine Aufwartung zu machen. Die Prinzen des königlichen Hauses, die Generale und Marschälle waren um den König versammelt, der auf seinem Throne saß. Der König ertheilte einigen Generalen Befehle und bemerkte

den Ziethen, der unter den andern stand, nicht so gleich. Da er ihn aber sah, eilte er freudig auf ihn zu: „Da ist ja mein alter Ziethen.“ Dann äußerte er sein Bedauern, daß der alte Mann sich die Mühe gegeben habe, so viele Treppen herauf zu steigen; er wäre ja gerne zu ihm gekommen. (Und in der That besuchte Fritz den alten Ziethen oft in seiner Wohnung, oder kam zu ihm zu Dorf oder zu Heimgarten, wie man bei mir zu Land sagt.) Befragt, wie er sich befinde, erwiderte der Greis: „Meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen, aber meine Kräfte nehmen ab, das spüre ich wohl.“ „Das Erste höre ich gern“, sagte der König, „aber das Stehen muß ja sauer werden. Geschwind einen Lehnsstuhl.“ Die Adjutanten flogen, das Verlangte zu holen. Ziethen weigerte sich und versicherte, er sei nicht müde, mußte aber am Ende doch dem Zubringen des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere sagte: „Setz' Er sich, alter Vater, setz' er sich, sonst gehe ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.“ So stand denn der große König vor seinem sitzenden Diener, dem großen Feldehrrn, im Angesichte der königlichen Prinzen und der alten berühmten Generale, unterhielt sich mit ihm auf das Freundlichste, und seine Falkenaugen, die im Zorn den Gegner niederblitzten, leuchteten freudig und gutmüthig. Das hat der Fritz, der mit Recht viel auf den Respekt hielt, seinem Andern gethan; aber er hatte eben auch nur einen Ziethen.

Zuweilen lud der König seine Freunde und verdiente Männer zur Tafel ein; dabei durfte natürlich der alte Eisenfresser Ziethen nicht fehlen. Bei einer vornehmen Tafel wird lange getischelt und bejahrte Leute lieben nach dem Essen ein Schläschen, und es ist ihnen wohl zu gönnen und gesund dazu, nämlich bei alten Leuten, bei den jungen ist es umgekehrt. So kam es, daß der greise Ziethen auch einmal an der königlichen Tafel dem Schlafe nicht zu widerstehen vermochte und einnickte. Das ist polizeiwidrig. Das mochten einige von den lärmenden Tischgenossen auch denken, aber Friedrich gebot auf der Stelle, leise zu reden, damit der Mann im Schlummer nicht gestört werde, der so oft für sie gewacht. Solche Rücksicht hat meines Wissens der große Fritz einzig und allein dem Ziethen gegenüber genommen; er hat also doch im Herzen noch etwas von Christenthum getragen, wenn auch sein Mund das Christenthum nicht bekannte.

Was geht vor: Gottesdienst oder Herrendienst?

Obwohl Friedrich der Zweite jedem Unterthan freigestellte, nach jedem beliebigen Glauben zu leben und sein Heil zu wirken, so mußte es sich doch jeder Strenggläubige gefallen lassen, Sticheleien und Anzüglichkeiten deshalb von ihm zu hören. Er konnte sich in Vielem überwinden und selbst verläugnen, aber einen guten oder schlechten Witz war er nicht im Stande bei sich zu behalten, er mußte heraus, besonders wenn er die Religion betraf. Er verstand das Spasmachen aus dem Fundament und konnte auch seinerseits einen Spas vertragen. Ein Witz aus eines Königs Munde, auch wenn er verlegend ist und weh thut, wird natürlich in der Regel von denen, die es angeht, stillschweigend hingenommen. Nun hatte zwar Fritz früher schon von den Russen erfahren, daß ein böshafter Spas bittere Folgen nach sich ziehen kann, aber diese Erfahrung war nicht vermögend, seine üble Gewohnheit abzulegen, und so sollte auch der fromme Ziethen einmal von seinem beißenden Witz getroffen werden. Da ist er aber an den Unrechten gekommen und mußte eine derbe Lektion hinnehmen. Die Sache ist die.

Wie ich schon sagte, so wurde Ziethen zuweilen zur königlichen Tafel gezogen. Eines Tages erhielt er auch eine Einladung, lehnte sie aber ab, indem er dem Könige melden ließ, er könne heute die Ehre nicht annehmen, denn er esse an Gottes Tisch, d. h. er empfangen das heilige Abendmahl*). Er mag sich gedacht haben: Wenn man sich bei dem Herrn Himmels und der Erde zu Gast geladen, so stritte es wider die geziemende Ehrfurcht gegen Ihn, an demselben Tage eine anderweitige Einladung, und liesse sie auch ein König ergehen, anzunehmen; und wenn der Heiland selber bei uns Einkehr genommen, so verlange es schon die pure Schicklichkeit, sich mit Ihm zu unterhalten und nicht mit Hofleuten. Auch der König fand den Grund der Ablehnung vollgültig und die Sache schien keine weiteren Folgen zu haben. Nach einigen Wochen saß unser Held wieder beim Könige zu Tische, die Köpfe der Gesellschaft waren etwas roth, die Jungen rührig geworden und ein Witz jagte den an-

*) Ziethen war eben ein gläubiger Protestant, der noch glaubte, wie wir Katholiken, daß im Abendmahl wirklich der liebe Herr Jesus Christus empfangen werde.

bern; da gedachte der Herrscher unglückseliger Weise jenes Abendmahltages und konnte sich nicht enthalten, spöttisch und lästerlich zu fragen: „Ei, Zieihen, Er muß uns auch noch sagen, wie Ihm die Mahlzeit an Gottes Tisch bekommen ist? Hat Er Seinen Herrgott gut verdaut?“ Auf solchen königlichen Wiß brachen natürlich die Gäste in ein schallendes Gelächter aus. Bald sollten sie verstummen; mit furchtbarem Ernste, wie er im Schlachtgewühle dem Feinde gegenüber stand, erhob sich Zieihen, trat vor seinen Herrn und König und sprach in festem, feierlichem Tone: „Majestät, ich habe Ihnen in schweren Tagen getreulich gedient, und mein Christenglaube hat mir dazu die Geduld und den Muth gegeben und jederzeit erhalten, und Sie selbst haben in schyeren Zeiten, wenn Ihnen Alles verloren schien, an mein Gottvertrauen sich angelehnt und es damals nicht verachtet. Was gibt Ihnen ein Recht, mir mein Heiligstes zu verspotten? Haben Sie es nicht für die Pflicht des Weltweisen erklärt, Jeden ungekränkt nach seinem Gewissen leben, Jeden nach seinem Glauben Frieden und Seligkeit suchen zu lassen? Majestät, steht eine solche Verspottung des Heiligsten, das einer Ihrer getreuesten Diener hat, Ihnen gleich, ist sie eines Weisen würdig?“

Auf diese Worte verstummte das Gelächter der muthwilligen Tischgenossen, und Friedrich, in tiefer Seele ergriffen, stand auf, verließ augenblicklich die Gesellschaft und zog sich in die Einsamkeit seines Gemaches zurück. Da mochten allerhand Gedanken in ihm aufsteigen. Nachgetragen hat er aber diese Zurechtweisung dem Zieihen nicht; denn er sah wohl ein, daß er gegen seine eigenen Grundsätze gehandelt, daß er einen treuen Diener im tiefsten Gemüthe gekränkt und die von demselben früher erhaltene Ermuthigung und Tröstung mit Undank vergolten habe. Auch war er doch so verständig, als daß er nicht gemerkt hätte, daß, wer Gott von ganzem Herzen treu ergeben, auch dem Könige und Vaterlande die Treue am Besten bewahren würde. Der fromme Handegen war ihm ganz anders an's Herz gewachsen, als diese Hofspasmacher und Religionsspötter; er hatte vielmehr diese französischen und deutschen Windbeutel im Grunde nicht halb so lieb, als seine Windhunde. Er duldete sie um sich und hatte seinen Zur mit ihnen, wie allenfalls ein Löwe auch unnützes Ungeziefer in seiner Nähe herumkrabbeln läßt.

Wie aber Gott treue Dienste oft in diesem Les-

ben schon belohnt, das zeigte sich auch im spätern Alter unseres Helden. Er, wie sein glorreicher König gelangten zu hohen Jahren; allein wie der König an Jahren zunahm, so nahm er auch zu an Wunderlichkeit, Verdrießlichkeit, übler Laune, Bitterkeit, Argwohn und Verachtung der Menschen. Niemand mochte mehr gerne um ihn sein, und er selber hatte auch mehr Freuden an seinen Hunden und Affen, als an den Menschen. Ein zufriedenes, fröhliches Alter ist aber ein Gut, um das man schon in der Jugend ernstlich beten darf. Ein solches war dem Vater Zieihen zu Theil. Je älter er wurde, desto zufriedener, gottgebener, liebesvoller und fröhlicher ward seine Seele. Von den Soldaten allgemein geliebt und fast angebetet, hatte der Alte selber eine innige Freude an den Jungen. Von allen Seiten her hochgeachtet und mit Ehren überhäuft, suchte er nach Kräften wohlzuthun, Leiden zu lindern und Segen zu verbreiten. Noch im Alter, mit grauen Haaren, hatte er zum Zweitensmale sich verheirathet und eine so glückliche Wahl getroffen, daß er oft in der Seligkeit seiner Seele ausrief: Wen Gott lieb hat, dem gibt er eine solche Frau! Wenn ihm auch etwas Unangenehmes begegnete, so half ihm sein unerschütterlicher Glaube und sein Gottvertrauen leicht darüber hinweg.

So brach zu einer Zeit, da er schon lange bei'm Gebete seine Kniee vor Steifigkeit nicht mehr beugen konnte, ein Krieg aus. Einem alten Soldaten geht bei einer solchen Gelegenheit das Herz auf, er fühlt sich wieder jung und neugeboren, es treibt ihn, wie im Herbst die Schwalben in wärmere Länder, in das Schlachtengetümmel hinein. So gelüstete es den Zieihen auch stark, noch einmal mit seinen Husaren auszuziehen und den in Ruhestand versetzten Säbel zu probiren, aber der König meinte, er habe in seinem langen Leben genug gethan und die Ruhe zu Hause sei ihm jetzt gesünder, als Kriegemärsche und Feldstrapazen. Das wurmte den alten Degen und er schüttelte brummend den Kopf. Aber er litt den Unmuth nicht lange, sondern schüttelte ihn ab, indem er scherzend sagte: Wenn ich zu nichts Rechtem mehr taue, dann bleibt mir nichts übrig, als mir ein Regiment von Weibern zu errichten. Und so blieb er dann ganz fröhlich und wohlgemuth bei seiner Frau und den Weibern seiner Verwandtschaft, auf die er große Stücke hielt. Ein leichter, schöner Tod machte endlich seinem thaten- und ruhmreichen Leben ein Ende.

Warum die alten Soldaten in den Kälender gekommen.

Es ist ein schöner Anblick, wenn ein unschuldig-
ges Kind seine Händchen faltet und voll Einsalt
zum himmlischen Vater betet; erhebend ist es für
das Gemüth, wenn der Jüngling oder die Jung-
frau in Andacht versunken vor dem Heilande knieet
und ihm das Gelübde der Liebe und Treue er-
neuert; rührend ist es anzuschauen, wie eine Mut-
ter neben dem kranken Liebling Herz und Auge
himmelwärts hebt und mit heißer Zubrunnst und
Zuversicht Hilfe ersleht: aber schöner, rührender
und erhebender ist es, wenn ein mächtiger Herr-
scher, zu dem selber Tausende um Gnade und
Milde emporschauen, im Glanze irdischer Herrlich-
keit vom Throne herabsteigt und sich vor dem Herrn
der Könige demüthigt, oder wenn ein Mann, mit
zähllichen Gütern reich gesegnet, angestaunt und
gepriesen von seinen Mitlebenden, mächtig im Rathe
des Fürsten, gewaltig und furchtbar im Angesichte
des Feindes, wenn ein solcher Mann auch äußer-
lich durch Wort und That an den Tag legt, daß
er an einen heiligen Gott im Himmel glaubt, vor
dem er nichts ist als ein armer Sünder, und daß
es nicht seine Kraft ist, die so Großes und Segens-
reiches schafft unter den Menschen, sondern die
Gnade Gottes in ihm. Solche Männer waren
eben Lully und Bietzen. Noth lehrt beten, sagt
das Sprichwort, und es ist oft ein Wahrwort;
aber es bringt dem Menschen durchaus keine Ehre,
daß ihn die Noth erst beten lehren und gleichsam
zwingen muß; er sollte es im Stücke mit Lust und
Freudigkeit thun. Als die drei Monarchen nach
der Schlacht bei Leipzig auf die Kniee sanken, um dem
Lenker der Schlachten Dank und Preis für den Sieg
über den französischen Zwingherrn darzubringen, da
war dieses Gebet viel schöner und reiner, als ein
Gebet vor dem Kampfe, eben weil sie Sieger wa-
ren. In Zeiten der Noth und allgemeiner Drang-
sale da wurden vor Jahren selbst in heidnischen
Ländern von Obrigkeit wegen Gebete, Gottesdienst
und Opfer, nicht selten grausame Menschenopfer,
angeordnet, ja selbst der ungarische Aufwiegler und
Diktator Kossuth fand für gut, bei dem Einmarsche
der Russen in Ungarn auf den 6. Juni 1849 einen
allgemeinen Fasttag auszusprechen. Christen, die
einen liebevollen Vater im Himmel kennen, sollten so
wenig nöthig haben, erst durch Jammer und Elend
zum Beten genöthigt zu werden, als man Kinder
zu prügeln braucht, um mit Vater und Mutter zu

reden. In Noth und Elend fehlt es uns in Deutsch-
land gerade nicht, aber es scheint, man wünsche
die Abhilfe lieber wo immerher, als von Dem, der
allein helfen kann; und an Rathlosigkeit und Trost-
losigkeit ist jedenfalls kein Mangel, aber ich denke,
man suche lieber bei Russen, Franzosen und Eng-
ländern Rath und Weisheit, als bei Dem, von
welchem es heißt: Bei Dir allein ist Rath und Ein-
sicht! Ja eine so schlechte Lehrmeisterin war die
Noth bei uns, daß Manche nur verbitterter, ver-
bissener, ergrimmt und verstockter geworden sind,
und statt reumüthig an die Brust zu schlagen, lie-
ber den Himmel stürmen und den lieben Gott selber
vom Throne reißen möchten, wenn sie ihn nur
packen könnten. Es ist unglaublich, welche Flüche,
Bewünschungen und Gotteslästerungen über unser
selbst verschuldetes Unglück ausgestoßen werden.
Wo das Elend so wenig mürbe macht, da ist die
Verkommenheit groß, da sitzt das Uebel tief, da ist
die Heilung schwer, ja bei Menschen unmöglich.
Aber auch solche, welche die schwere Noth der Zeit
nicht verhärtet, sondern erweicht und für die Reli-
gion empfänglicher gemacht hat, mögen oder ver-
mögen nicht recht zu beten. Es kommt heraus,
als ob man mit Gott markten und affordiren
lassen wolle, oder noch einen andern Rückhalt oder
Stützpunkt wisse. Man könnte auf den Gedanken
kommen, wir hätten's mit Gott, wie man sagt,
verschüttet, und es fehle uns nun der rechte Muth
und die kindliche Zuversicht, uns an Ihn zu wen-
den. Wie es die großen Herren und gekrönten
Häupter mit der Berdemüthigung und dem Gebete
halten, ist mir nicht bewußt, weil Kalendermacher
in der Regel mit solchen keine Kirschchen zu essen
bekommen; was ich von hohen Häuptern noch ge-
sehen, so sind sie mir bescheidener, freundlicher und
anspruchloser vorgekommen, als die kleinen Herren,
und darum glaube und hoffe ich, sie werden Gott
gegenüber nicht hochmüthiger und aufgeblasener sein
als gegen ihre Unterthanen. Was die kleinen Herren
und ihre Andacht anbelangt, so läßt sich bei einem
ansehnlichen Theile derselben keine zuverlässige Aus-
kunft geben, alldieweil wir nicht Herz und Nieren
prüfen können und sie ihre Andacht sehr insgeheim
und im verborgenen und verschlossenen Kämmerlein
verrichten, damit man sie nicht für Pharisäer oder
gar Jesuiten ansehe. Ich wollte darum auch mit
leichten Katzenfüßen über diesen Punkt weggehen
und einfach die christliche Mahnung ergehen lassen
das Beste zu glauben, da man in dieser Sache
nichts wisse und geduldig zu warten, bis das Ber-

borgene an den Tag kommt, wo dann auch die stillen Seufzer und Stoßgebete der Herrenleute zu aller Verwunderung offenbar werden; aber es hat das Stillsein nicht gelitten.

Drum ist einem Theil solcher Leute, nämlich den Angestellten, denen man Etwas sagen darf, von höherer Stelle oder in meiner Gegend von Unten herauf, von Karlsruhe, bedeutet worden, für die Zukunft die Sonntagsentheiligung abzustellen und am Sonntag Morgens dahin zu gehen, wohin der Tagelöhner in seinem blauen Rock auch geht, in die Kirche. Da hat's denn Leute gegeben, welche sich halb erstaunt fragten: Ist's möglich, daß die Herrn, die doch so lange studirt haben, das dritte Gebot und die Landesverordnungen nicht kennen? Oder sollte es ihnen nicht an der Erkenntniß, sondern am guten Willen fehlen? Ferner war schon in Zeitungen zu lesen, daß da und dort ein Ober- oder Unteramtman an einem öffentlichen Gottesdienste Theil genommen oder auch zur Kommunion gegangen und wurde fast viel Wesens davon gemacht. Ist denn das so eine Rarität, daß ein Amtmann in der Kirche gesehen wird? Und wenn ein Angestellter das Abendmahl empfängt, ist denn das so auffallend, daß es in die Zeitung muß, wie wenn ein Mirakel geschehen wäre? Entweder die Zeitungsschreiber wissen nicht, was sie schreiben sollen, oder die Beamten thun in der Regel nicht, was sie thun sollten. Jedenfalls gehören nicht wenige von den kleinen Herren zu den Vielen, sogar manche geistliche Herren nicht angenommen, welche von der Religion so viel annehmen und glauben, als ihnen paßt und sie zum Hausgebrauche nothwendig erachten; was ihnen nicht zusagt oder im Wege steht, das legen sie bei Seite.

Was endlich Diejenigen betrifft, welche weder zu den großen noch zu den kleinen Herren gehören, die Landleute, Handwerker, Tagelöhner, so habe ich schon im vormjährigen Kalender bemerkt, daß unter diesen noch am meisten Gebet gefunden wird, zugleich aber auch ein Exempel angeführt, wie gedankenlos zuweilen ein solches Gebet oder vielmehr Geklapper beschaffen ist. Gehst du übrigens durch unser Strumpfband-Ländchen hinauf und hinunter, und nimmst an einem Werktag in Dörfern oder Städtchen während des Gottesdienstes Einkehr in der Kirche, so mag leicht die Vermuthung in dir aufsteigen, es herrsche die Cholera im Orte und es scheuen sich die Leute zusammen zu kommen. Es steht aus, wie auf einem tüchtig verhagelten Saatsfeld, hie und da steht ein einzelner Halm. Und

trittst du in einem solchen Landstädtchen am Sonntage in die Kirche, so gleicht die Männerseite einer bombardirten Stadt, sie ist voll Lücken und man sieht Viele, welche nicht da sind, wie selber Professor gesagt hat. Drum wären eben die Stadtleute gerne Herren und machen denselben einstweilen nach, was ihnen am leichtesten vorkommt. Ist ein junger Bursch einmal über dem Rhein drüben gewesen und hat sich gemerkt, daß man dort zu Lande statt „magst“ oder „witt“ Wulewu sagt, so überfällt ihn in der Heimath die Versuchung, dergleichen zu thun, als ob er das Kreuzmachen nicht mehr verstände. Trägt einer Sonntags schwarze Hosen mit „Stäg“ und einen Schwalbenschwanz, so ist das so viel, als ob er am Knie blessirt und steif geworden wäre; er kann es nicht mehr beugen und fürchtet einen Riß in sein Beinleid. Ist Einer einige Zeit in Garnison gelegen, versteht zu schultern und zu präsentiren, das Gewehr zu laden und loszudrücken, so würde er seine tapfern Hände für beschimpft halten, wenn man ihm zumuthen wollte, dieselben zum Gebete zu falten? Wie wäre da zu helfen?

Verba docent, exempla trahunt, zu deutsch:

Vormachen ist besser als vorschwätzen.

Wer eine Glaze auf dem Kopfe hat, erspart zwar alljährlich Etwas an Kamm und Pomade, aber es nimmt sich nicht besonders schön aus und macht allerhand Molestien. Deshalb nehmen solche Menschen zu fremden Haaren ihre Zuflucht und lassen sich eine Perücke zurecht machen, wozu nichts einzuwenden ist. Wiederum gibt es Leute und hat schon vor alten Zeiten solche gegeben, die eiteln und hoffärtigen Sinnes an dem eigenen Gewächse ihres Hauptes keinen Gefallen finden, sei es der Farbe, der Spärlichkeit oder eines andern Umstandes wegen, und auch diese tragen fremdes Gewächs zur Schau, das besser in die Augen fällt. Das ist zwar nicht zu loben, aber doch wohl zu begreifen. Aber schwer zu begreifen ist, viel schwerer als Zopf und Pudersack, wie verständige Menschen, die von Natur aus einen Prachtwald auf dem Kopfe hatten, sich dazu verstehen konnten, solch' ungeheure Wülste, ganze Schafspelze über den Kopf zu stülpen, wie das vor ungefähr 200 Jahren der Fall war und wie du es vielleicht schon auf alten Tafeln gesehen hast. Es geschah aber deswegen, weil es ein berühmter König von Frankreich den Leuten vormachte. Weil der König eine so närrische Liebhaberei hatte, so fanden Andere auch Gefallen daran. Die Menschen

haben etwas Affenartiges an sich, sie ahmen gerne nach. Weil der Hecker einen buschigen Bart getragen, so meinte Mancher ein Hecker und Volkblutrepublikaner zu sein, wenn er nur ein recht wildes Gestrüpp im Gesicht wachsen lasse. Wenn eine Regierung befehlen wollte, kein Unterthan dürfe bei Zuchthausstrafe mehr mit einem Rasirmesser in's Gesicht fahren, dürfe nicht einmal ein Judenscheerchen gebrauchen, sondern müsse wachsen lassen, was eben wachsen wolle, so würde man gewaltig über Tyrannei und Verletzung angeborener Menschenrechte schreien und die bärtigen Gesichter abscheulich finden. Sehen aber einige Volksfreunde mit gutem Beispiel voran, so findet man die Sache ganz schön und natürlich und selbst die Frauenzimmer nehmen keinen Anstoß daran, wenn ich recht unterrichtet bin. Verhält sich das so bei gleichgültigen, einfältigen, lächerlichen, ja sogar nichtsnützigen Dingen, wird

es nicht auch der Fall sein bei Dingen, an denen sehr viel gelegen ist, von denen Heil und Segen der menschlichen Gesellschaft abhängt? Soll es darum mit der Religiosität und Sittlichkeit besser werden (und es thut wahrhaftig noth), so müssen die großen und kleinen Herren sich zuerst bekehren und ihre Bekehrung und Sinnesänderung offen an den Tag legen, und wenn die geistlichen Herren damit den Anfang machen wollten, so thäten sie damit nur ihre Pflicht und Schuldigkeit. Es muß aber die Bekehrung aufrichtig sein und die Frömmigkeit von Herzen gehen, denn das Volk weiß Schein und Wirklichkeit wohl zu unterscheiden und ist überdies gegen die Herren namhaft mißtrauisch geworden. Das würde jedenfalls mehr wirken, als alle papiernen Erlasse und Vorschriften, weil sich die Religion nicht in die Herzen der Menschen hineinkommandiren läßt. Der Zieihen wird seinen

Soldaten wohl auch bisweilen eine Predigt gehalten haben, aber sie hätte gewiß wenig geholfen, wäre er nicht mit dem guten Beispiele vorangegangen. So aber waren seine Soldaten nicht bloß die unerschrockensten und tapfersten im Felde, sondern sie hielten auch die beste Mannszucht und waren beliebt bei den Bürgern, bei welchen sie im Quartier lagen. Auch auf die Offiziere hatte das Beispiel des großen Feldherrn Einfluß.

Der Belling, der nach ihm das Regiment befehligte, machte es just wie sein Vorgänger. Sogar nach dem angestrengtesten Tagmarsche kniete er vor der Front nieder und flehte zu Gott, daß Er das Regiment in seinen allmächtigen Schutz nehme, daß Er die Braven im Guten erhalte und befestige und die Schlechten bessere. Und das Gebet muß Gott gefallen haben, denn nicht nur haben sich diese Soldaten unter dem Belling vortrefflich gehalten, sondern es sind auch jene Husaren, welche später der Blücher geführt und vor welchen die Franzosen so abscheulichen Respekt gehabt haben. Wer also Andern zu befehlen hat, der gehe hin und thue dergleichen. Und je mehr Einer zu befehlen, je größere Gaben und Kräfte er erhalten, je wichtigeres Amt er auf sich genommen, je Größeres und Segensvolleres er ausgeführt hat, desto mehr und unerschölicher lege er seine Demuth und Ehrfurcht vor Gott an den Tag, damit Dem wieder



Ehre, Lob und Preis wird, dem sie gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Das sanguinische oder leichtblütige Temperament.

Es wird dir fast unheimlich geworden sein in der Gesellschaft der Majestäten und übrigen hohen Herrschaften, die bisher im Kalender aufgeführt wurden, und ich will nur gestehen, daß ich selber froh bin, die Bornehmigkeit auf der Seite zu haben; auch dürfte sich das weibliche Geschlecht mit Recht über mich beklagen, weil nur von Männern die Rede gewesen, als ob die Weiber nicht der Rede werth wären. Allein das choleriche Temperament ist eben einmal das Herrscher- und Heldentemperament und will überall voran sein, und das kann ich nicht ändern. Zum Glück nimmt Alles auf der Welt ein Ende, sogar der Kriegszustand und das choleriche Temperament. So sind wir jetzt auch mit einander bei einem neuen Temperamente angelangt, dem sanguinischen oder leichtblütigen und leichtsinnigen, das man auch das Temperament der Lumpen und Schuldenmacher, der sechszehnjährigen Mädchen und Studenten, der schönen Vorsätze und der schlechten Ausführung nennen könnte. Ein wahrhaft glückliches Temperament, das Alles im rosigsten Lichte schaut, dem die Erde nicht als ein Jammerthal, sondern als ein reicher Blumengarten und eine grasreiche Wiese vorkommt, das Rosen bricht, ohne sich an den Dornen zu stechen und den Ruß fern findet, ohne vorher die Ruß aufzufackeln. Freilich fehlt's auch nicht an leichtblütigem Temperamente bei den höhern und höchsten Ständen und da wird dann die Schuldenmacherei und Lumperei natürlich in's Große getrieben, allein ich verspreche, ein einziges Exempel am Ende ausgenommen, hübsch unten bei gemeinen Leuten zu verweilen, wo ich daheim bin und Leute mit diesem Temperamente von jedem Schlage kenne. 's wird auch lustiger hergehen als bisher, weil die gemeinen Leute immer lustiger sind als die vornehmen, so viel ich bemerkt habe, und auch die Weiber werden ihren Theil bekommen, wie sie's denn auch nicht um mich verdient haben, daß ich sie hintansetze.

Also der Sanguiniker oder die Sanguinikerin ist reizbar und schnell aufbrausend wie ungelöschter Kalk, wenn Wasser darauf gegossen wird; aber es ist nur ein Weiberzorn und bald wieder verslogen. Anhaltende strenge Arbeit und geordnete Thätigkeit ist ihm ein Gräul und geht ihm wider die Natur, dagegen ist er zur Arbeit geschickt und behend, wenn

und wo es ihm gerade im Strumpf ist. Gut essen und oft Essen gehört zu seinen Lieblingspreisen und das Trinken ist ihm eine Naturnothwendigkeit, aber gegen das Wasser hat er ein Vorurtheil und eine Abneigung. Zum Einsiedler wäre er durch und durch verdorben; denn die Einsamkeit scheuet er wie Gift, während er in Gesellschaft in seinem Elemente sich befindet. Da kann er erzählen, Wahres und Unwahres durch einander, es fließt nur so vom Munde weg; da kann er seinen Wig sprudeln lassen und Alles zum Lachen zwingen. Es fehlt ihm nie an Stoff, es geht ihm nie aus, jeden Tag weiß er andere Schnacken und Poffen vorzubringen. Er gleicht auf's Haar dem Schriftgelehrten, von dem das Evangelium sagt, daß er Altes und Neues aus seinem Vorrathe herauszunehmen wisse. Ob man ihn gern höre oder nicht, ob er angenehm oder überlästig sei, ob er eigene oder fremde Geheimnisse auskrame, ob er sich selber lächerlich und verächtlich mache, ob er durch Zoten Aergerniß gebe, das kümmert ihn nicht; wenn er nur plaudern und seinen Wig spielen lassen kann. Am Abend ist er schwer in's Bett und am Morgen noch schwerer herauszubringen. Ihm thur's leid, daß die vielen Feiertage aufgehoben worden, und daß die vielen den blauen Montag mit ungünstigen Augen ansieht, gilt ihm als Verbrechen. An Launenhaftigkeit gebricht es ihm auch nicht, besonders wenn er Marie oder Theres heißt. Ein solcher Mensch heult auf einer Mission während der Bußpredigt wie ein Kind und auf dem Heimwege treibt er Zoten und Poffen. Bei allen Ereignissen und Vorfällen findet er sogleich eine heitere lustige Seite und die Hölle kommt ihm lange nicht so heiß vor als andern Leuten. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß er gefällig und dienstfertig ist und überhaupt lieber für Andere arbeitet als für sich und seine Kinder. Da er das Arbeiten nicht stark treibt und doch gern gut ist und trinkt, so ist natürlich oft Geldmangel in seiner Kasse. Das sichts ihn aber wenig an; für was ist Kredit in der Welt? Im Schuldenmachen hat er eine große Uebung und liebenswürdige Unverschämtheit, das Heimzahlen verursacht ihm wenig Unruhe und macht ihm keine grauen Haare. Wenn der Gläubiger, sagt er, wegen der paar lumpigen Gulden nicht mehr Sorgen hat, als ich, so ist's lang gut. Große Verbrecher werden Menschen dieses Schlages selten, aber eben so selten auch Tugendhelden. Nicht nur am Neujahr und über Ostern, sondern jeden Tag fabriziren sie die prächtigsten Vorsätze, aber die Ausführung derselben vergessen

ste immer. Ihre Bekehrung hält so schwer, daß dieser Kalender keine einzige zu Stande bringen wird. Wir wollen jetzt in einzelnen Exempeln die verschiedenen Eigenschaften eines Leichtblütigen an uns vorüberspaziren lassen, damit wir sie besser sehen. Dabei mußt du aber nicht gleich den Finger ausstrecken und sagen: der oder diese ist gemeint, ich und du könntest ja auch gemeint sein und du weißt jedenfalls nicht gewiß, wer mir zu dem Bilde gefessen. Und gesetzt, ich hätte dich abkonterfeit, so brauchst du auch nicht zu lamentiren und mit Schimpfziren über mich herzufallen; in Zeiten, wo Alles nach Deffentlichkeit schreit, muß man es auch ertragen können, im Kalender zu figuriren. Ueberdies gebe ich dir noch die Erlaubniß, mich ebenfalls hineinzusetzen, wie ich leibe und lebe.

Die kämpfenden Weiber.

Einer Kriegsschlacht zuzuschauen, mag nicht übel sein, wenn man weit genug vom Geschütz steht, aber ein Weiberkampf ist auch nicht zu verachten, wie er vor einigen Jahren vor meinen Augen und Ohren aufgeführt wurde. Wenn's auf einer Tafel abgemalt und in hübsche Reime gesetzt wäre, so könnte man's auf den Jahrmärkten aborgeln und sein redlich Brod damit verdienen. Die zwei feindlichen Parteien bestanden aus zweien jener weiblichen Geschöpfe, die man mit Wahrheit weder Jungfrauen, noch Frauen, noch Wittwen nennen kann, von denen das Wort des Herrn zu der Samariterin gilt: Der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Der Kampf war etwas ungleich, denn die Eine war frisch einen halben Schuh länger als die Andere, wofür diese freilich durch einen größern Umfang entschädigt wurde. Die Lange war eine hagere, sehnigte, winddürre Person, mit einem gebräunten, verwetterten Gesicht, unheimlich funkelnden Augen, einer langen schmalen Nase, mit langen Armen und großen Händen, die schwällig waren von harter Arbeit. Ihre dicken schwarzen Haare, die aber so dünn gesäet waren, daß die Kopfhaut überall zwischen durchblickte, hingen straff und ungeordnet herunter, nur über der Stirne und auf dem Nacken stand jeweils ein Büschelchen gekräuselt. Mit dem Anzug (es war Werktag) hatte sie offenbar am Morgen keine Zeit verschwendet und noch weniger mit Waschen; sie stand mit bloßen Füßen in schweren Holzschuhen, der Hals war unbedeckt, die Sonne konnte an dem Leder nichts mehr bräunen; sie hatte ein leichtes weißes Kleid schlotterig über sich geworfen, dessen ursprüngliche Farbe

durch den Schmutz schwer erkennbar geworden. Ein zerlumpter Feszen diente als Schürze und war auf einer Seite über die Hüfte heruntergefallen. Sie galt für die tüchtigste Arbeiterin im Ort und ihre Stimme klang rauh und tief wie eine Mannesstimme. Das war das eine der zwei feindlichen Heere. Das andere war ein kurzes, unterseztes, dickes Ding mit zarten Backen und gutmüthigen, fast immer niedergeschlagenen Augen, viel jünger als die lange, die damals um die Bierzig war. Ihre reichlichen braunen Haare waren immer auf's Schönste geordnet, gescheitelt und mit wohlriechender Salbe beschmiert, und ihre feinen weißen Hände zeigten genugsam, daß sie mit Bodenaufreiben und Holzspalten sich nicht abgab. Auf zierliche Kleidung hielt sie sehr viel, nie sah man sie schlampig und schlumpig dahergehen, und ihr Kind war noch gepuzter als sie selber, und ohne Zweifel das schönste Kind auf drei Stunden im Umkreise. War an der Langen Alles eckig, so war an der Kurzen Alles rund und kugelig. Ehe sie so weit herabgekommen war, war sie ein bildschönes Mädchen und jedermann hatte Wohlgefallen an ihr. Und das war eben ihr Unglück. Denn ein Herr aus der Stadt fand ebenfalls Wohlgefallen an ihr und sie an ihm und dann ging es schnell bergab dem Verderben zu.

Was zu dem Kriege Veranlassung gegeben, ist mir nicht bewußt, die beiden Kreaturen standen sonst auf freundschaftlichen Füßen mit einander und hatten viel Geheimes zusammen. Ich wurde auf die Schlacht erst aufmerksam durch die einzelnen Pflänkerschüsse, nämlich durch die Schimpfsworte, die sie gegen einander losbrannten und von welchen diejenigen der Langen besonders kräftig erklangen. Die Dicke schien sich noch zu scheuen vor den Leuten, die an die Fenster kamen, und die Sache etwas mehr in der Stille ausmachen zu wollen. Auch wurde die Sache Anfangs mit Anstand und einer gewissen Höflichkeit getrieben. So lange die Fahnenstange bellerte, schwieg das kurze Ding still, mußte aber jene Athem schöpfen, so eröffnete diese ihr Feuer und jene hörte anfangs aufmerksam zu. Bald aber geriethen sie in Hitze und vergeudeten wie Rekruten in dem Treffen den Vorrath von Munition. Keine ließ mehr die andere zum Worte und sich selbst zu Athem kommen. Die Schimpf- und Drohworte der Holzschuhigen erdröhnten gleich Kanonenschlägen und prasselten und rasselten gleich Kartätschenhagel, die Silberstimme der Schmachtaugigen tönte pfeifend wie Stuzerkugeln dazwischen. Was haben sie denn einander vorgeworfen? Ich

habe schon allmächtig lange Beichtspiegel gelesen und ein Pater Ligorianer weiß im Beichtstuhle Vieles zu fragen, aber ein solches Sündenregister, eine solch' unendliche Litanei von Schändlichkeiten und Liederlichkeiten, wie diese Kampfhemmen sie sich gegenseitig in's Gesicht schleuderten, ist mir bis dato noch nicht vorgekommen. Anfangs flogen bloß so Duzentsünden, so Bagatellvergehen, so Alltagschwachheiten gleichsam als blinde Schüsse umher, aber immer gewichtiger wurden die Anschuldigungen, immer derber die Vorwürfe, immer abscheulicher die Beschimpfungen, immer hellender die Stimme. Oft schien die Kleine durch die Karthaunensstimme der Langen niedergedonnert, aber bald pfiß ihre helle, scharfe Stimme schrillend wieder mitten durch das Gebrause. Ich merkte wohl, daß durch gegenseitiges Feuern allein die Schlacht nicht entschieden, daß ein Bajonettangriff stattfinden, daß mit Kolben darein geschlagen werde. Wirklich hatte die Lange schon eine gute Weile zu ihrem Posaunen-Baß mit den gewichtigen Fäusten in der Luft den Takt geschlagen, aber der letzte Angriff sollte nicht von ihr ausgehen, sondern von der Stattgestrichenen. Die Schlotterige schleuderte nämlich gegen die Schmachttende eine graußig wüste Beschimpfung, die Anschuldigung eines scheußlichen Verbrechens; das schlug bei dieser ein, wie ein elektrischer Schlag (Oein Ältester soll dir sagen, was das ist) durchzuckte es ihre Glieder; mit Einem Satz war sie an der Langen oben. Aber sie fuhr nicht, wie ich erwartet hatte, nach Katzenart auf ihre Augen los, sondern faßte mit der linken Hand den gefräuſelten Wisch ob der Stirne und zauste mit der rechten weiblich in den spärlichen Haaren herum, daß Haar und Haut nachgaben. So schnell geschah der Anlauf, so unvermuthet plötzlich wurde das Manöver ausgeführt, daß die Lange gar nicht zu pariren wußte und in der Ueberraschung auf den Boden gerissen wurde. Bald aber hatte sie sich von der ersten Bestürzung erholt, und sich den grimmigen, blutgierigen Krallen der Feindin entwunden, und während diese fortfuhr, am Kleid und Haar zu zerrn, begann diese ihrerseits, Kopf und Rücken der Gegnerin mit Fäusten zu bearbeiten und gelegentlich Fußtritte mit dem Holzschuh zu applizieren. Bald rangen sie mit einander stehend, bald auf den Knien, bald am Boden liegend, immer aber ward augenscheinlicher, daß die Schmachttende trotz der Beweglichkeit und Behändigkeit, die man dem dicken Dinge nicht hätte zutrauen sollen, werde unterliegen müssen. Und so kam es auch. Nachdem

die Sanftmüthige gehörig durchgewalzt war und sich nicht mehr wehren konnte, verließ die Lange, die in ihren zerzausten Haaren und zerrissenen Kleidern wie eine Vogelscheuche ausah, mit feuersprühenden Augen, mit triumphirender Miene, unter dem Ausrufe: „So ein vermaledeiter Siech soll sich noch einmal unterstehen, mich anzurühren“ unter dem lauten Jubel und Hallogeschrei der zusammengelaufenen Buben als Siegerin den Kampfplatz.

So weit wäre Alles in Ordnung und hätte sich die Sache auch zutragen können unter Leuten von anderm Temperament, als dem sanguinischen, allein das Seltsame ist, daß diese erbitterten Gegnerinnen, nach so tödtlichen Beschimpfungen und gräulichen Bewünschungen, doch nach kurzer Zeit auf's Freundschaftlichste wieder mit einander verkehrten und schlechtem Gewerbe oblagen. Dazu gehört doch wahrhaftig ein übergewöhnlicher Leichtsinns und eine Charakterlosigkeit, wie sie eben nur bei solchen Personen gefunden wird. Zwei Personen von cholericischem Temperamente hätten beim ersten Zusammentreffen das Schauspiel wiederholt oder der schwächere Theil wäre ausgerissen; zwei von melancholischem Temperament hätten die Beschimpfungen und Beleidigungen einander jahrelang nachgetragen und sich heimlich durch Schmähungen und Verhöhnungen gerächt; zwei von phlegmatischem Temperamente wären gar nicht zum Handgemenge gekommen.

Der gute Kerl.

Ein besserer Kerl war wirklich nicht leicht zu finden, als der Gregori, das muß wahr sein. Streit und Händel waren ihm von ganzer Seele zuwider und lieber hätte er auch den linken Backen hingehalten, als daß er selber zugeschlagen hätte. Nur von Weitem sah er gerne zu, wenn andere sich balgten, und hätte er die Weiberschlacht gesehen, so hätte er für eine Woche Spaß genug gehabt. Er war seines Handwerks ein Maurer und Zimmerweißler, verstand aber nebenher fast von jedem gewöhnlichen Handwerke Etwas, und pfuschte lieber in fremde Gewerbe hinein, als daß er das seinige betrieb, in dem er eine große Geschicklichkeit und Gewandtheit besaß. Obwohl er keine größern Bauafforde übernahm und auch zur Zeit, da ich ihn kennen lernte, nicht wohl übernehmen konnte, verdiente er doch schwer Geld; denn man hatte den fröhlichen Menschen, den jedes Kind wohl leiden konnte, gern und er arbeitete sehr sauber. Er hatte eine schöne blasse Frau, die er nach seinem eigenen Ausdrücke mit seinem Maule erobert hatte, und

einige Kinder, die etwas von des Vaters Lustigkeit geerbt hatten. Gut kam es dem Manne, daß ihm viel Geld einging, denn wahrhaftig er brauchte auch viel. Die Gabe der Unterhaltung besaß er in merkwürdigem Grade und eine ganze Stube voll Menschen kam nicht aus dem Lachen, wenn er seine Schwänke und Poffen losließ. Oft waren die Spässe und Schwänke unschuldig genug, zuweilen scheute er auch weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht, am wenigsten sich selbst und seine Frau, deren Verheirathung mit ihm sein Schwiegervater sich auf's Kräftigste widersezt hatte. Allen Ereignissen wußte er eine komische Seite abzugewinnen, alle Thorheiten und Lächerlichkeiten, die ein Mensch an sich hat, bemerkte er auf den ersten Augenblick, alle Menschenstimmen und Geberden konnte er auf's Lächelndste nachmachen. Es war offenbar ein Schauspieler an ihm verloren gegangen. Niemand aber war seliger in seinen Komödien, als er selber, weshalb er auch, so lange Geld und Kredit reichte, von einem Wirthshaus in's andere zog und seine Stücklein zum Besten gab. So traf ich ihn einst und sogleich bei meinem Eintritte rief er: „Grüß Gott, Herr Kaplan, Sie werden mich noch nicht einmal kennen, weil ich andern Leuten in der Kirche den Platz nicht gern versperre. Ich bin der beste Kerl von der Welt, fragen sie nach dem lustigen Gregori, ob eine bessere Seele auf Erden lebt.“ Damit setzte er sich neben mich und fing alsbald von seiner Haushaltung zu reden an, was für ein braves liebes Weib er habe, der es nur ein wenig an Lustigkeit fehle, wie seine Kinderchen so schön, artig und geschickt seien, und wie in seinem Hause ein Friede und eine Freude herrsche, wie im Himmel, wenn die Engel Hochzeit halten. Dabei forderte er laut alle Anwesenden zu Zeugen auf, ob sich die Sache nicht also verhalte, und Alle bezeugten: Ja der Gregori ist die beste Seele und hat ein braves Weib.

Ich hatte wirklich damals noch nichts von ihm gehört, machte aber von seiner Erlaubniß Gebrauch, nach ihm zu fragen, und da kam dann Folgendes an den Tag. Der Gregori handthirte schon als lediger Bursche und Maurergeselle lieber mit dem Bierglas als mit Kelle und Hammer; doch wußte ihn sein Vater immer noch in Ordnung und bei der Arbeit zu halten. Nach des Vaters Tode gewann er sich durch sein einschmeichelndes Benehmen und mit glatten Redensarten Herz und Liebe der schönen Therese, die ihm trotz des Widerspruchs ihres Vaters die Hand reichte und einige hundert

Gulden zubrachte. Ihr Vater war nämlich von jeher, wie andere verständige Männer, der Meinung gewesen, in dem jungen Gregori stecke ein alter Lump. Gutmüthige Leute dagegen hatten geglaubt, die schöne verständige Therese werde ihn herum bringen. Dieser Glaube schien Anfangs auch nicht zu Schanden zu werden. Der junge Maurermeister arbeitete von früh bis spät unter Spässen und Gesängen, daß es nur eine Lust war. Am Sonntag Morgen stellte er sich in der Kirche ein und am Nachmittage stolzirte er am Arme seiner Frau auf einen benachbarten Ort, wo es das nette Weiblein schön zu machen wußte, daß er nicht zu viel bekam und bei rechter Zeit heimkehrte. Damals, be-theuerten die Leute, sei es in Gregori's Gesellschaft so schön und unterhaltlich gewesen, daß der Wirth ihm eine kleinere Rechnung aufgeschreibe, als andern, weil viele Gäste gerade nur des Gregori wegen in dieses Wirthshaus gekommen und geblieben. Die Sache habe aber leider in kurzer Zeit eine andere Wendung genommen.

Fortsetzung vom „guten Kerl“.

Was das Hänsele gewohnt, das läßt der Hans nicht. Mit dem Gregori hat es just so lange gut gethan, bis das erste Kind in's Haus gekommen. Damals hat er sich bei dem Kindtauffchmause nach langer Zeit vor lauter Freude wieder einmal einen perfekten Storiar angetrunken, dem bald mehrere folgten. Daheim bleiben konnte er nun einmal am Sonntage nicht, und da seine Frau mit dem Kinde beschäftigt war, so zog er allein aus, und von da an datirt sich das bleiche Aussehen der Therese und ihr melancholisches Wesen. Weil jezt bei den Sonntags-Spaziergängen ihre Aufmerksamkeit fehlte, so blieb er sitzen und machte spät den Heimweg überzwerch, ja wenn er in die Stadt zurückgekommen, so ging er erst nicht gleich zu Frau und Kind, sondern vorher in ein Wirthshaus, um einen Schlaftrunk einzunehmen, wie er sagte. Dieser Schlaftrunk bestand bei guter Kasse in einem Schoppen „Rothen“, bei magerer in einem Gläschen Schnapps. Zwar ging die Frau, sobald es thunlich war, wieder mit und vermehrte die Gesellschaft durch das Kleine, aber es war leider zu spät. Gregori ließ sie entweder allein nach Hause, oder wenn er sie auch begleitete, so durfte doch der Schlaftrunk nicht fehlen und dieser beschränkte sich in solchen Fällen nicht auf einen Schoppen oder auf ein Gläschen. Bald fing er auch an, in arbeitsfreien Stunden oder am Abend das Wirthshaus zu besuchen, was

er anfänglich damit entschuldigte, er habe ein feines musikalisches Ohr, sein Kind aber mache Musik und halte nicht Ton noch Takt, was ihm-unsäglich in den Ohren wehe thue. Wollte seine Frau ihn unter Tags abholen, so ließ er einen frischen Schoppen holen, drang in sie mitzuhalten, nahm sie um den Leib, pfiß oder sang ein Lied und tanzte mit ihr in der Stube herum, immerfort versichernd und beschwörend, sie sei das bravste Weib und er der beste Kerl. Hatte sie bei seiner späten Nachhausekunft verweinte Augen und machte ihm Vorwürfe, so trieb er Poffen und brachte sein altes Lied vor: Dein Mann ist die beste Seele von der Welt. Machte ihm ein ordentlicher Mann, der es gut mit ihm meinte, Vorstellungen, daß auf diese Weise sein Hauswesen den Krebsgang gehe und er in Schulden gerathe, so war der Leichtfuß also bald mit einem andern Waidspuche bei der Hand: In 100 Jahren ist doch Alles in fremden Händen. Darum zogen sich nach und nach die rechtlichen Bürger von ihm zurück und er selber fühlte gar wohl, daß er nicht mehr so recht in ihre Gesellschaft passe. Da er nun nach seiner Meinung ohne Gesellschaft unmöglich leben konnte, so machte er Genossenschaft mit den Lumpen. Diese benützten seine Gutmüthigkeit, indem sie auf seine Rechnung zechten, wenn er gerade bei Kasse war; wogegen er als ein guter Kerl und die beste Seele nichts einzuwenden hatte. So kam er allmählig ganz herunter, seine Sache kam in fremde Hände, ehe die 100 Jahre herum waren, er arbeitete immer seltener und fast nur, wenn er auf keine andere Art Geld aufzutreiben wußte; seine Frau grämte und härmte sich ab und seine Kinder litten oft Mangel. Er aber blieb in seinen Augen der gute Kerl und die beste Seele von der Welt. Dabei erkannte er seinen unglückseligen Zustand sehr wohl und das Gewissen regte sich gewaltig; der Schnapps- und die Poffen sollten nur dazu dienen, die inwendige Stimme zu übertäuben; war er recht vollgesoffen, so weinte er über sein und der Seinigen Elend bittere Thränen. Das ist das besoffene Elend! Seine wirklich sehr brave, fromme und heldenmüthige Frau ist mehrmals zu mir gekommen, um Trost und Rath zu suchen oder wenigstens ihren Kummer vor einer theilnehmenden Seele auszuschütten, was ihm kein Geheimniß war. Begegneten wir uns nun, was auch zuweilen geschah, so kam er in Verlegenheit und besorgte Vorwürfe von meiner Seite, die er allerdings verdient, ich aber jedenfalls gespart hätte, weil sie doch nichts geholfen. Um aber allen Vor-

würfen zuvorzukommen, begann er sogleich mich bei allen Heiligen zu bitten und zu beschwören, alle geistlichen Mittel aufzubieten, um seine Frau von der Melancholie zu heilen; es sei ganz unbegreiflich, wie diese Therese habe in Trübsinn verfallen können, da doch ihr Mann die beste Seele von der Welt sei und sie wahrhaft auf den Händen trage.

Das letztemal traf ich denselben nach langer Geschiedenheit zufällig und unerwartet zur Zeit des Rongewesens oder Unwesens. Er war sehr aufgeregert von Schnapps oder, wie er behauptete, vor Freude über mein Wiedersehen und Trugte mich sogleich, was ich von der rongischen Religion halte. Auf meine Entgegnung, ich wünsche zuerst zu hören, was er für eine Ansicht davon habe, brach er in ungemessene Lobeserhebungen dieser superben, fidele Religion aus. „Wäre meine Frau nicht, beschloß er endlich den Sermon, so wäre ich schon lange öffentlich übergetreten und vielleicht gar Prediger geworden, wozu ich besser taugte, als zur Maurerei, aber meine Frau in ihrem ultramontanen Tiefinn lamentirt darüber, daß es ein Spektakel ist. Bivat der Ronge! Da ist keine Kopfhängerei und Trübseligkeitsblaserei! Das ist eine vernünftige, helle, heitere Religion, für unserlei Leute wie gemacht, und mir ganz aus der Seele heraus genommen.“ Daß diese Religion für seinerlei Leute passe, darin mußte ich ihm freilich Recht geben, und so sind wir im besten Frieden von einander geschieden. Seither habe ich nichts mehr von ihm vernommen, aber zur Zeit der provisorischen Regierung oft gedacht, was wird wohl mein seelenguter Gregori in diesen Tagen machen? Das ist eine glückliche Zeit für unsereinen, wird er gesagt haben.

Was so eine „gute Seele“ werth ist.

Nichts ist sie werth, ja verdient den Namen einer guten Seele oder eines guten Herzens eigentlich gar nicht; denn ein solches Herz ist zwar brühweich, aber liederlich und selbstsüchtig. Wenn solche Menschen auch nicht gerade bössartig und verläumderisch sind, was auch zuweilen der Fall ist, so stiften sie doch gewiß nichts Gutes in der Welt. Wahrscheinlich leben in deinem Orte auch einige, die zu des Gregori's Verwandtschaft gehören, und wenn du keinen solchen weist, so kann dir vielleicht dein Weib einen zeigen. Nie wirst du aber wahrnehmen, daß ein solcher bei seinen Mitbürgern Achtung und Ansehen genießt, oder daß man ihm Etwas von Werth und Bedeutung anvertrauen möchte. Man läßt ihn seines Weges

gehen und erlustigt sich vielleicht an seinem fröhlichen Humor, aber man schließt nicht Freundschaft mit ihm, man sieht seinen Sohn nicht gerne in seiner Gesellschaft, man hat kein Geld, wenn er borgen will, man übergibt ihm keine Pflugschaft, man setzt ihn in kein Amt ein, man traut seinen Versprechungen nicht, und wenn er die Tochter heirathen will, so macht man es wie der Schwiegervater von Gregori, man will's nicht leiden. Mit Recht. Denn ein derartiger Mensch ist viel eigner nütziger und liebloser, als er gewöhnlich dafür gehalten wird, ja er liebt im Grunde niemanden, als sich selber. Vielleicht hilft er gern Andern bei der Arbeit aus und thut ihnen oft was umsonst, statt daß er seinem ordentlichen Geschäft nachginge, da ist ihm eben die fremde Arbeit gelegener und leichter, als die eigene. Er fragt sich aber nicht, wie er sollte: Was soll ich thun? sondern: Was mag ich thun? Wozu bin ich gerade aufgelegt? Was beschwerlich ist oder ihm beschwerlich vorkommt, was müde Glieder macht, was Ausdauer und Anstrengung verlangt, was langweilig zu treiben ist, dem geht er möglichst aus dem Wege, und kann er nicht aus dem Wege gehen, so thut er es nur halb und nachlässig. Wenn man einem Fremden aushilft, so wird von dem Helfenden nicht gerade verlangt, daß er sich anstrenge, wie ein Tagelöhner, oder ansharre, als ob er's verakkordirt hätte. Da ist eine solche Arbeit aus gutem Herzen für den Leichtsinrigen oft nichts weiter, als eine andere Art Erholung.

Möglich daß ein Mensch dieses Schlages gerne Almosen gibt, und wenn er gerade Geld im Beutel trägt (derartige tragen's gerne offen im Sack, wie ein Wirth), einem Handwerksburschen eine Maas zahlt oder dem Bettelkinde einen Groschen schenkt, aber was will das bedeuten, da er seine Schulden nicht bezahlt und seine eigenen Kinder nothleiden läßt. Siehe, es ist eben sein buttersweiches Gemüth, das die fremde Noth nicht anschauen kann, und das ihn zum Mittheilen treibt, weiter nichts. Das ist aber noch lange keine Tugend. Theilweise kommt es auch daher, daß solche Leichtsinrige nicht wissen, welchen Werth das Geld habe, wie schwer es erworben werde, und wie man dasselbe nützlich verwenden müsse. Der Gregori gab sogar seiner Frau mit Freuden Geld, wenn er hatte, der Fehler war nur, daß er nicht nach Hause ging, bis er „blutt“ war. Und ein solcher Selbstsüchtling möchte dann noch sich und andere bereden, er trage Liebe zu Frau und Kind im Her-

zen! Das ist eine saubere Liebe, wenn der Mann mit Saufrüdern im Wirthshause zecht und hoch aufgehen läßt, während die Frau zu Hause nicht weiß, was sie für sich und Kinder zu Abend kochen soll! Wo ist da ein gutes Herz?

Nicht selten trifft der Fall ein, daß ein so gearteter Mensch sich stark auf die Religion verlegt, herzbrechende Reden über den Verfall des Glaubens und die Gottlosigkeit der Zeit hält, bei Pfarrherren herumzieht, welche recht lange Röcke tragen, und andere mit kurzen Röcken verschwärzt, bei seinem Predigen aber Schulden macht, sich übertrinkt und die Zeit leichtsinnig vergeudet. Was ist von solchen zu melden? Es sind eben auch „gute Kerle“, welche lieber faulenzten, als arbeiten, lieber saufen, als Brod verdienen, lieber die Zunge brauchen, als die Hände, lieber überall segnen, als vor der eigenen Thüre, und die zu ihrer eigenen Unterhaltung und anderer Christenmenschen Ueberdruß von der Religion viel Geschwäg verführen, ohne daß sie deshalb im Geringsten selber Religion besitzen. Oft ist es blos auf den Gelbbbeutel gutmüthiger und einfältiger Menschen abgesehen! Das Christenthum besteht nicht in frommem Geschwäg und salbungreichen Redensarten, sondern in der Nachfolgung Christi. Wie mag aber ein sinnlicher, genußsüchtiger Mensch uns weismachen wollen, er sei ein Nachfolger Christi, des hungernden und dürstenden? Und wer möchte glauben, ein Müßiggänger könne dem Herrn wohlgefällig sein, der nicht müde wurde, Gutes zu thun? Und da der Heiland sich ganz für Andere aufgeopfert hat und für sich nichts wollte, wie könnte derjenige als Sein Jünger angesehen werden, der für sich wohllebt, sein Hauswesen aber vernachlässigt? „Wer für seine Hausgenossen keine Sorge trägt, der ist schlimmer als ein Ungläubiger“ heißt es. In all solchen Menschen steckt in allweg keine Religion, sondern Sinnlichkeit, Weichlichkeit und Breihafzigkeit. Darum ist eine solche gute Seele keinen schlechten Groschen werth, auch wenn sie keine groben Verbrechen begeht und Andern nicht zur Last fällt.

Wie weit es mit einer guten Seele oft kommt.

So weit wird dir schon ein Licht aufgegangen sein, daß du merkst, ein Mensch, wie er bisher geschildert worden, wisse selber am allerwenigsten, wie weit es mit ihm komme und welches Ende er dereinst nehme. Natürlich: ein Mensch, der gar

keinen Willen mehr hat und an den Genuß und das Wohlleben gänzlich verkauft ist, kann nicht bestimmen, was die künftigen Tage ihm bringen und wie er sich später verhalten werde. Er muß gewärtig sein, was die Zeit aus ihm macht, und kann sich höchstens mit dem Sprichworte trösten: Kommt Zeit, kommt Rath. Ja die Zeit kommt freilich unfehlbar, aber der Rath bleibt oft aus oder ist ein schlechter. So ist es Einem ergangen, dessen Namen ich in der Feder behalten will. Der war eben so leichtsinnig, aber nicht so gutmüthig wie der Gregori. Als einziges Söhnlein wurde er als Kind schon verbüschelt und mehr an Weißbrod gewöhnt als an Wickenbrod, während umgekehrt überall besser ist. Denn sind die Kinder einmal an's Schwarzbrod gewöhnt, so werden sie später das Weißbrod bald verdauen lernen, wenn sie's mit Ehren haben können; können sie es aber nicht haben, so brauchen sie blos in der alten Gewohnheit fortzufahren und bei'm schwarzen zu bleiben. Wie gesagt, bei unserm Gutedel zu Hause ward's anders gehalten. Lehrjahre und ein strenger Meister wirken oft vortrefflich auf einen leichtfertigen, genäschigen Burschen, und ich kenne mehr als zwei, die ihren Fleiß und ihre Ordnungsliebe und darum auch ihren Wohlstand der strengen Zucht eines Meisters verdanken, den sie früher verflucht, jetzt aber segnen. Aber auch dieses Glück wurde unserm Helden nicht zu Theil; der Meister war nachsichtig und die Mutter hatte Gelegenheit, dem Lieblinge allerhand beizustechen. Der Soldatenstand macht zwar in der Regel die jungen Leute nicht viel besser, aber doch ist unter dem Soldatenrock schon mancher leichtsinnige Bub zum gesetzten Manne, und mancher Müßiggänger zur Ordnung und Arbeit gebracht worden. Auch unser Leichtfuß kam zum Militär, aber es hieß: Geht er schlimm, so kommt er noch schlimmer. Zum Unglück tobte damals der Franzosenkrieg und der Rekrut wußte sich bei den Quartierträgern schon so aufzuführen, daß man ihm gerne gab, wonach sein Magen Lust verspürte. Als der Krieg ein Ende und er seinen Abschied hatte, kehrte er in sein Vaterort zurück. Statt aber seinem Handwerke obzuliegen, das er meisterhaft verstand, und ein eigenes Hauswesen zu gründen (Vater und Mutter waren gestorben), schlug er sein Lager im Hirschen oder Bären auf und verlegte sich auf's Bankettiren, das er noch besser los hatte, als sein Handwerk. Natürlich fanden sich auch Leute, welche ihm um seines unordentlichen Lebenswandels willen wohlgemeinte Vorstellungen

machten; diesen aber entgegnete er mit großer Behaglichkeit und Selbstzufriedenheit: „Ich verkaufe meine Aecker furchenweise und meine Wiesen mahdenweise.“ Und auf die weitere Frage: „Was dann?“ antwortete er mit seltener Gelassenheit: „Dann lege ich mich hin und sterbe.“ Das Wahrheitredn und Versprechenhalten war sonst nicht seine Liebhaberei, aber diesmal hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen, nämlich mit dem ersten Theil, mit dem furchen- und mahdenweise. Bald waren Aecker und Wiesen in fremden Händen und das elterliche Haus folgte schnell nach, aber das Sterben blieb aus. Wohl lag er vielfältig herum, aber er blieb hechtgesund. Was nun anfangen? An Arbeit hätte es nicht gefehlt, er hätte ein Geschäft treiben oder bei einem Meister eintreten können, und er probirte es auch, aber vermochte nicht auszuhalten. Deshalb nahm er seine Zuflucht zum Wildern und zum Fischfang. Allein wie ein altes Sprüchlein sagt:

Das Fischen und das Jagen
Hat nie viel eingetragen,
Doch ist das Fischen besser,
Die Hosen werden nasser;

so hat dieser neue Erwerbszweig viel zu wenig abgeworfen, als daß der Gutedel sein früheres flottes Leben hätte fortsetzen können. Er lernte allgemach empfinden, was es heiße, Hunger leiden und mit leerem Magen zu Bette gehen. Auch mit dem Amtmann und dem Gefangenwärter kam er in unangenehme Berührungen, weil andere Leute mehr Recht auf die Rehe und Fische zu besitzen behaupteten, als er. Darum hing er auch dieses Geschäft an den Nagel oder trieb es wenigstens mehr geheim. Von was lebte er aber dann? Er wurde bei den Bürgern umgäzt, und je nach dem Steuerkapitale mußte ihn einer so oder so viele Tage füttern. Noch wäre sein Körper im Stande gewesen, das tägliche Brod sich zu erschaffen, aber so matt und lahm und abgeschlagen war seine Seele, daß er sich lieber der Demüthigung unterzog, mit solchen aus Gnade am Tische zu essen, die er früher verachtet, als daß er gearbeitet hätte. Das dauerte jahrelang und er mag während dieser Zeit manche derbe Lektion über den Spruch haben hören müssen: Junges Blut spar' dein Gut, Armut im Alter wehe thut. Unwerth und überlästigt ist er geworden, den Tod hat man ihm vielfach auf den Hals gewünscht, er vielleicht sich selber, bis er an einem schönen Tage am Walde todt gefunden wurde. Das war das Ende eines Men-

schen, den Gott mit vorzüglichen Gaben ausgestattet, der viel Gutes hätte wirken können. Er ruhe im Frieden!

Von ähnlichen Früchtlein.

Der Leichtsinn solcher Menschen tritt auch namentlich darin zu Tage, wie sie mit Gott umgehen. Wie sie nämlich in ihrer Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit mit jedem Menschen Brüderschaft schließen, so betrachten sie auch Gott gewissermaßen als ihresgleichen und behandeln ihn darnach. Bisweilen versteigt sich diese seltsame Vertraulichkeit bis zur abentheuerlichen Lästung. So bin ich im Hegau mehrmal mit einem Manne zusammengetroffen, der trotz seines Alters keinen schwermüthigen Tropfen Blut im Leibe hatte. Die Füße versagten ihm freilich allgemach den Dienst, dafür ging aber sein Mundstück um so besser, und es war gerade nicht das Feinste und Sauberste, was daraus hervorsprudelte. Was aber den Mann wahrhaft merkwürdig machte, das war seine ungeheure Fertigkeit im Weintrinken; auf öffentlichen Märkten hätte er vor einem geehrten Publikum seine Kunst produciren dürfen, und hätte Mancher gern einen Groschen gegeben, um diesen Zug zu bewundern. Wäre er Soldat gewesen, so hätte er prächtig den Kompagnietrinker abgeben können; denn für eine Kompagnie soff der alte Kerl und blieb doch leidlich bei Verstand. Aber nie kam ein Tropfen zweijährigen Weines über seine Zunge, es mußte neuer, letztjähriger sein, ja er wurde ordentlich erbozt und gerieth in Hitze, wenn er Andere alten schlürfen sah. Da ich ihn um die Ursache dieser Sonderbarkeit fragte, blinzelte er mit seinen weinseligen Augen und antwortete mit schalkhaftem Munde sehr gelassen: „Aus Religiosität, Student, und aus Gewissenhaftigkeit trinke ich auch so viel!“ Dabei verzog sich sein Gesicht wie zu einem Fragzeichen; ist dir das zu hoch, Studirter? Wirklich war es mir zu hoch und ich sah mich trotz meiner Studien genöthigt, ihn um nähere Erklärung zu ersuchen. Diese blieb denn auch nicht aus, indem er mir mit scheinbar großem Ernst auseinandersetzte: „Schaut, jeden Tag betet der Pfarrer den Wetterseggen und steht Bedeiben auf unsere Weinberge herab, und das ist in der Ordnung. Gut. Läßt aber unser Herrgott vielen und guten Wein wachsen, wie vor zwei Jahren (Anno 1834), was machen die Leute damit? Genießen sie die Gabe Gottes mit Dank und Lobpreisung? Nichts da. In Fässer eingesperrt wird der Wein, vernagelt und verpessirt, und

sündhaft liegen gelassen; liegen gelassen, bis ein saures Gesos wächst, womit man dann das gute verdirbt, und was Gott gut gemacht, schlecht macht. Und solche Menschen beien dann wieder um guten Wein! 's ist himmelschreiend. Gott müßte wahrhaftig nicht recht gescheidt sein, wenn er ihr Gebet erhörte. Wozu soll denn guter Neuen wachsen, während noch so viel alter müßig in den Fässern liegt? Soll Gott ein herrliches Gewächs liefern, damit die Menschen eine schlechte Brühe daraus machen? Trinket jedes Jahr ordentlich aus, so wird Gott auch jedes Jahr etwas Ordentliches wachsen lassen! Hätte man Anno 35 den 3-er fröhlich ausgetrunken, so wäre er Anno 35 eben so gut geworden. Das ist mein Glaube und darnach lebe ich. Ich trinke nicht bloß für mich, sondern für die undankbare, sündige Welt, und wenn ich im Stande wäre, so tränke ich jedes Jahr Alles aus.“ Jetzt verstand ich freilich seine Religiosität und Gewissenhaftigkeit, und wußte, warum der gute Kerl so unmenschlich viel verschluckte.

Hat's dieser schon arg getrieben, so gingen zwei Zechbrüder noch weiter, von denen in alten Legenden geschrieben. Sie saßen nämlich eines Tages fröhlich beisammen und hatten einander so lieb, wie es im Lied heißt. Wo man trinkt, trinkt man auch gerne Gesundheit. So ließen diese Zunderdurste auch zuerst das ferne Liebchen leben, dann die Schwester des Liebchens, dann die Verwandten, dann die Freunde, die Todten und Alles, und doch waren ihre Kehlen immer noch durstig. Sie hatten zwar zu viel getrunken; aber nicht genug, wie das oft geschieht. Da fragte Einer den Andern: Wem soll ich's denn jetzt noch zubringen, ich weiß niemanden mehr? Der Gefragte antwortete: Bring's Gott zu! Es stand aber alter guter Wein auf dem Tisch und schlechter neuer. Da ergriff der Saufaus das Glas mit schlechtem Neuen und sprach: Ich bringe dir's hiemit zu, lieber Gott, aber nur mit dem schlechten; denn der muß dir am besten schmecken, sonst hättest du ihn anders wachsen lassen. Das war eine freche, lästerliche Rede und alsobald traf ihn auch die strafende Hand Gottes, er erstarrte am ganzen Leibe, während sein Zechgenosse entsetzt entfloh.

Haben's diese arg gemacht, so weiß ich Einen, der hat's noch ärger getrieben. Das war ein Bäuerlein, in nüchternen Stunden ein guter Kerl, der aber gern und bösen Wein trank. Dieser wurde einmal von mir und Andern beobachtet, wie er

eines Abends mit benebelten Sinnen auf den Kirchhof stieg und mit lauter Stimme die Todten in den Gräbern bei Namen rief und sie aufforderte, heraus zu kommen aus ihren Gräbern mit ihren dürren Knochen und kahlen Schädeln, er glaube nicht an die Auferstehung der Todten. Und als die Todten ihm natürlich kein Gehör gaben, so knieete der besoffene Mensch mit ausgespannten Armen vor das große Kreuz in der Mitte des Gottesackers, und flehte unter Schluchzen und Heulen zum Gekreuzigten, er möge vom Kreuze herabsteigen und ihm helfen, die Todten aufzuwecken, er habe mit Einigen noch Etwas auszumachen! Und da der Heiland seinem unsinnigen Begehren nicht willfahrte, so fing er mit wahrhaft thierischem Geheul und Gebrüll an zu lästern und zu fluchen, Gott und den Teufel, Himmel und Hölle, die Seligen und die Verdammten, seine verstorbenen Eltern und Bekannte herauszufordern, ihm auf diesem Kirchhofe zu erscheinen, er habe Etwas mit ihnen auszufechten. Es geschah ihm gar nichts, aber wer ihn sah und hörte in seiner Raserei, dem stieg ein Grausen auf.

Was von der Sauserei zu urtheilen.

Im vormjährigen Kalender wurde schon gelind auf die Trunkenbolde gestrichelt, und dein Vater oder dein Weib haben dir die Schändlichkeit dieses Lasters schon so gründlich erklärt und auseinander gesetzt, daß du nichts mehr davon hören magst, nämlich von Reden, vom Trinken wohl. Darum will ich auch nichts sagen von der Armut, in welche die Sauserei nothwendig führt, nichts von dem Unfrieden, den sie in der Familie anrichtet, nichts von dem Müßiggange und der Arbeitsscheu, die sie hervorrust, nichts von dem Aergernisse, das dadurch gegeben wird, nichts von der Gesundheit, die dadurch zerrüttet wird, nichts von der Verachtung, welche sie begleitet, nichts von der Entwürdigung und Selbstwegwerfung, womit sich der Trunkenbold unter das Thier herabsetzt, nichts von der Schwierigkeit, ja fast Unmöglichkeit der Bekehrung, wenn dies Laster einmal tief eingewurzelt, nichts von alle dem will ich vorbringen; sondern ich will bloß die Verkündigung eines Strafgerichts Gottes anführen, das um der Lumperei willen über das israelitische Volk erging und wie es beim Propheten Amos zu lesen. Die Propheten brauchen bisweilen seltsame Redensarten und Gleichnisse, wie ein gewisser Andres in der Wiehre, obwohl derselbe kein Prophet ist. Darum mußt du dir die Sache ein wenig erklären lassen; ich habe jetzt nicht Zeit dazu.

Die Verkündigung lautet aber also: Höret dies Wort, ihr fetten Kühe auf Samariensberg, die ihr sprecht: Schaffet herbei, daß wir zechen! Es schwöret Gott, der Herr, bei seiner Heiligkeit: Siehe, Tage kommen über euch, da man euch auf Stangen in siedende Häfen hebt. Darum (nämlich des Zechens wegen) machte ich eure Zähne stumpf in allen euren Städten, und schickte Mangel an Brod in alle eure Orte, aber ihr kehrtet euch nicht zu mir, spricht der Herr. Ich hielt euch den Segen zurück drei Monate lang vor der Ernte: über eine Stadt ließ ich regnen und über die andere Stadt ließ ich nicht regnen; ein Stück war beregnet, und ein anderes, darauf ich nicht regnen ließ, verdorrte. Zwei oder drei Städte kamen zu einer Stadt, um zu trinken, und wurden nicht satt; aber dennoch kehrtet ihr nicht zurück zu mir, spricht der Herr. Ich schlug euch mit Blutwind und Getreidebrand; eurer Gärten und Weinberge Menge, eure Del- und Feigengärten fraß die Raupe; aber ihr kehrtet nicht zurück zu mir, spricht der Herr. Ich sandte unter euch die Pest von Aegypten her, schlug mit dem Schwerte eure Jünglinge, ließ erbeuten eure Rosse; aber ihr kehrtet nicht zurück zu mir. Ich kehrte euch um, gleich wie Gott Sodom und Gomorra umgekehrt; aber ihr kehrtet nicht zurück zu mir, spricht der Herr. Darum, weil dich diese Strafgerichte nicht gebessert haben, will ich dir dies thun, o Israel! Ich will dich in die Gefangenschaft abführen lassen. Aber wenn ich dies gethan, so schickte dich an, Israel, entgegen zu gehen deinem Gott.

Und bei demselben Propheten heißt es: Die ihr singet zum Klange der Harfe, die den Wein trinken aus Humpen und mit dem besten Oele sich salben: aber um den Schaden Josephs sich nichts kümmern. Darum sollen sie nun auswandern an der Spitze der Auswandernden, und mit der Gesellschaft der Schwelger soll es aus sein.

So sprach Gott einst durch den Mund der Propheten und ist Er noch derselbe Gott und hat seine Bestimmung nicht geändert.

Wäre denn solchen Menschen gar nicht zu helfen?

Freilich wäre zu helfen, wenn man ihnen nur durch den Rürnbergertrichter eine starke Portion ernstlichen Willens eingießen könnte. Zwar haben sie wie jeder erwachsene Mensch auch einen Willen, und wie sie selber sagen, sogar einen guten, aber dieser Wille ist bei den Sanguinikern erbärmlich schwach. Sie thun nicht, was sie wollen, sondern

was die Lust oder Unlust des Augenblicks sie gerade thun heißt. Oft gleichen sie den Kindern, die dann dem Weinen am nächsten sind, wenn sie am tollsten lachen. An guten Vorsätzen ist bei ihnen allerdings kein Mangel, aber bei der Ausführung happert's erschrecklich. Da ist kein Wille des Geistes, sondern ein solcher Wille hat seinen Sitz im Fleische; der Geist ist beständig, das Fleisch aber veränderlich und launenhaft.

Allerdings gewährt es einen schönen Anblick, wenn im Frühlinge die Kirschbäume in voller Blüthe stehen, aber je schöner sie geblüht, um so trauriger ist es, wenn ein giftiger Mehlthau darüber fällt und die Hoffnung auf Früchte zu Schanden macht. So ist wohl deine Seele schon voll schöner Blüten und Vorsätze gestanden, und hast vielleicht auch einen Anlauf genommen, gute Früchte oder Werke hervorzubringen, aber die Hitze der Leidenschaft oder das Nebel- und Regenwetter der häuslichen Sorgen hat sie bald wieder verdorren lassen. Wenn du vielleicht bloß die Hälfte von dem ausgeführt hättest, was du dir vorgenommen, so wärest du ein ganz anderer Bursch. Es ist aber schon ein alter Spruch: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Vielleicht bist du bisher nicht ganz unähnlich gewesen jenem Vollzapp, der sich bekehren wollte. Er hatte sich nämlich fest vorgenommen, heute an dem Wirthshause, das ihm am gefährlichsten war, vorüber zu gehen, ohne Einsprache zu thun. Trotzig und mit wahrer Todesverachtung marschirte er vorbei und kam glücklich hinüber. Da machte er auf solche übernatürliche Anfirengung Stillstand, besann sich ein Weilchen und sagte: Ei, weil du dich jetzt so ritterlich gehalten hast, so darfst du zum Lohne auch einen Schoppen trinken. Er kehrt also wieder um, tritt in das Wirthshaus hinein und trinkt als Belohnung seiner Heldenthat — mehr als einen Schoppen.

Oder hast du dich noch nie bei schönen Vorsätzen und frommen Entschlüssen beruhigt? Hast du dich nie selbst für einen Narren gehalten und dich beredet, weil du einen guten Vorsatz gefaßt hast, so sei Alles in Nichtigkeit und du selber ein tugendreicher Mann? Ja ich wollte darauf wetten, du hast dich heimlich schon damit getröstet, du seiest trotz der Mängel und Fehler im Grunde doch nicht so arg, denn du habest ein gutes Herz. Der Mensch ist ein unergründlicher Spitzbub an sich selber. Leicht mag's sich zutragen, daß ein Mägdelein nach einer Bußpredigt der Mutter, einem Zuspruche des

Beichtvaters oder einer Züchtigung des leiblichen Vaters den festen Entschluß faßt, die sündige Bekannschaft von Stund an abzubrechen. Aber sie muß doch ihre ernstliche Willensmeinung dem Holverstock mittheilen; darum veranstaltet sie auf den Abend die „unwiderusslich letzte Zusammenkunft“, wie es auf Theaterzetteln heißt, die aber nicht die letzte bleibt, weil besagter Holverstock ihr die Dummheiten ausredet, und ein neues Mittel in Vorschlag bringt, den Vater hinter's Licht zu führen. Daß mit solchen Vorsätzen nicht geholfen ist, leuchtet auch dem Blinden ein. Ein Vorsatz, der nicht augenblicklich in Ausführung gesetzt wird, der nicht alle Ausflüchte abschneidet, sondern noch ein Hinterthürchen offen läßt, durch das man ihm entweichen kann, ist jedenfalls kein unwiderusslicher Vorsatz.

In das Leben eines jeden Menschen fallen Stunden, und in das des Leichtsinrigen nicht am wenigsten, wo der Schutzengel und der Teufel sich um die Seele streiten, wo das ganze innere Wesen des Menschen hins- und hergezerrt wird. Schau', in solchen Stunden, wo der Abgrund des Verderbens, dem du zueilst, lebendig vor deinen Augen liegt und die Sünde dich mit Gewalt hinreißen will, wo dein ganzes Gemüth wie von einem Sturmwinde erschüttert wird, wo dir deine Schwachheit, deine Armseligkeit und Erbärmlichkeit lebendig vor die Seele tritt; da denke an die Heiligen Gottes, wie herzhast und unerschrocken sie den Kampf gegen Fleisch und Blut, gegen Welt und Teufel gestritten und sprich in deinem Herzen: Haben es diese gekonnt, warum sollte ich es nicht auch können? Nimm einmal das Herz in beide Hände und gelobe feierlich: Von dieser Stunde an will ich meinem Gott und Herrn allein dienen! Ich will es von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Ach! vielleicht hast du in deinem ganzen Leben noch nie rechten Ernst damit gemacht, gut zu sein, hast noch nie wirklich gewollt. Und doch kann dich sogar der allmächtige Gott nicht retten, wenn du nicht willst. Um Papst zu werden, darf man nur wollen, sagt das Sprichwort, und wenn es auch, wie die meisten Sprichwörter nicht ganz wahr ist, so steht doch so viel fest, daß ein ernstlicher Wille viel vermag, und wenn du einen hättest, so wäre dir geholfen.

Aber wie bekommt man einen festen Willen?

Vor Allem mußt du überzeugt sein, daß dir ein freier Wille bisher gefehlt, daß du dich vielmehr durch die Reizungen deiner Sinnlichkeit hast wie

ein willenloses Thier umhertreiben lassen. Du mußt dir lebhaft vergegenwärtigen, wie oft du dir schon vorgenommen, nicht mehr zu viel zu trinken, und wie bald du dein Vorhaben vergessen. Dann darfst du mit der Sünde nicht markten, sondern mußst vollständig mit ihr brechen; sobald du mit ihr unterhandelst, ergeht es dir wie den Regierungen, welche mit der Rebellion unterhandelt haben, die Rebellen sind Meister geworden. An vielen Orten sind Mäßigkeitsvereine gestiftet worden und werden die Mitglieder derselben verpflichtet, keinen Branntwein zu trinken und auch Andern, z. B. Tagelöhnern und Dienstboten, keinen zu reichen. Wo man nun die Sache beim rechten Zipfel anfasset, da heißt es nicht: Schnapps darfst du keinen Tropfen trinken, aber Wein und Bier ist erlaubt; sondern es heißt: Du darfst gar nichts trinken, was berauscht. Ein Schnappsbruder läßt sich wohl, wenn ihm wegen seines Lasters Vorstellungen gemacht werden, also vernehmen: Die Herren haben leicht das Schnapps zu verbieten, sie sollen uns nur Geld geben, um Wein zu kaufen, so werden wir von selber vom Branntwein ablassen. Dieß ist nun zwar nicht richtig; denn es gibt auch reiche Leute, denen der Wein nicht zu theuer wäre und die sich doch lieber im Fusel betäuben. Aber so viel steht fest, daß die Abwechslung im Getränke die Unmäßigkeit so wenig aufhebt, als der Diebstahl aufgehoben wird, wenn Einer statt Geld Speck stiehlt. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß die Mäßigkeitsvereine dort die besten Geschäfte machen, wo den Mitgliedern jedes berauschte Getränk verboten ist. Also du mußt dir selber jedes berauschte Getränk untersagen. Aber wie lange? Etwa auf dein ganzes Leben hinaus? Ich verlange ganz wenig, vorerst nur einen Tag, und wenn du bloß am Sonntage in's Wirthshaus kommst und dich überwind'st, bloß den nächsten Sonntag. Einen Tag lang wirst du doch deinen Vorsatz halten können? Oder hast du eine solche Weibernatur, daß du dich nicht einmal zwölf Stunden auf dich selber verlassen darfst? Ist es ein Werktag, so verrichte während der Zeit, die du sonst am Zechtische zubrachtest, gerade eine Arbeit, die dir lästig ist, die du deshalb schon lange verschoben. Ist's ein Sonntag, so mach' zur Kneipzeit einen Spaziergang über deine Felder oder lies in einem guten Buche, das dir der Pfarrer leihen soll. Hast du einen Tag überwunden, so wirst du eine große Zufriedenheit mit dir selber verspüren und es wird dir vorkommen, als ob du ein tüchtiges Werk zu Stande

gebracht. Der erste Tag ist die Hauptsache. Soll es aber beim ersten Tag sein Bewenden haben? Nein, am zweiten Tage oder Sonntage sprich: s'Päärle frist lieber, es muß noch ein Tag dazu. Es geht schon viel leichter, als am ersten. Aber auch beim zweiten bleibe nicht stehen, sondern sprich: Aller guten Dinge sind drei und halte dich noch einmal zwölf Stunden wie ein alter Soldat. Die Anstrengung ist hier nicht mehr bedeutend. Allein auch nach dreimaliger Ueberwindung traue noch nicht, sondern sprich wieder: Eine vierfache Schnur hält um so besser und wag's noch einen Tag. Das wird dir fast gar keine Mühe verursachen. Sei du jedoch eigenstinnig und sprich wiederholt: Es müssen so viele Tage sein als Finger an der Hand, ich thu's nicht anders! Und obwohl es dich jezt fast wundern wird, was dich früher mit Gewalt fortgetrieben, und sogar meinst, das Fortgehen koste dich jezt mehr Anstrengung, als das Zuhausebleiben, so sprich doch noch einmal: Es muß jezt eine volle Woche sein. Dann wirst du merken, was ein freier Wille, was Selbstbeherrschung bedeutet. Zupst es dich besonders in den zwei ersten Tagen stark und läßt dich nicht ruhig sitzen, so denk an deinen Heiland, wie er am Kreuze vor Durst verschmachtet und was sie ihm zur Stillung desselben gereicht. Daß der Segen von Oben zu solchem Werke und darum das Gebet nothwendig ist, versteht sich von selber, und dein Beichtvater wird dir sagen, wie du das Vaterunser, namentlich die Bitten: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel, mit Verstand und Nutzen beten sollst. Du darfst nämlich nicht, wie es Einige machen, mit dem Beichten zuwarten wollen, bis du dich einige Zeit gebessert hast, sondern bei erster Gelegenheit mußt du allen Schmutz und Unrath in einer recht aufrichtigen und gewissenhaften Beicht von dir wegschaffen und dazu einen strengen Beichtvater wählen. Der wird dir dann sagen, ob und wie viel und wem du ungerichtetes Gut zurückzugeben, wie du das gegebene Aergerniß so viel wie möglich aufzuheben, wie du Lüge und Verläumdung zurück zu nehmen, wie du dem Feinde entgegen zu gehen und zuerst die Hand zur Versöhnung zu reichen habest. Er wird es hoffentlich so genau nehmen, daß er dir verbietet, geschmuzzelten Zucker und Kaffee zu kaufen, ja nach Umständen das Kaffeetrinken ganz untersagt. Wolltest du dich befehren und ein ganz anderer Mensch werden, ohne das verübte Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen, so hieße das mit Gott Spott treiben. Aber das

Gutmachen kostet freilich eine große Selbstverläugnung und Ueberwindung, und Manchem hat's die guten Vorsätze zu Schanden gemacht und das Herz verzagt und muthlos. Allein bedenke auch, wie wohl es Einem wird, wenn eine schwere, unangenehme Pflicht erfüllt ist; bedenke den Jubel einer Seele, die die Bande des Teufels zerrissen und sich frei gemacht hat. Wenn der Feind überwunden ist, dann fühlt man wohl die eigene Stärke.

Etwas für das schöne Geschlecht.

Es ist Zeit, daß Weiber und Mädchen auch wieder auf dem Theater erscheinen, denn so gutherzig sie von Natur aus sind, so wird sie doch die Abhandlung vom guten Kerl nichts angegangen haben. Sie sind viel zu delikate und zuckerbrodig, als daß sie an einem Glase mehr thäten als nippen, und wenn eine gern Schnapps söße, so bekäme sie ja nicht einmal einen Mann. Wenn sie, was freilich oft der Fall ist, eine nichtsnußig gute Seele und ein buterweiches Herz haben, so geht die Schlechtigkeit höchstens bei Ausnahmen auf die Sauferei, in der Regel aber auf Etwas, das zu wußt ist, als daß es gar zu deutlich in den Kalender gesetzt werden könnte, obwohl ich eigentlich doch ein recht gränlich Exempel zum abschreckenden Beispiel herzeichnen sollte. Es gibt aber auch Weibsbilder in seidenen Kleidern und in Wiffingröcken, welche nicht nur im Punkte der Mäßigkeit tadellos sich betragen, sondern sich auch in Sachen der Reinigkeit rechtschaffen halten, wenigstens vor groben Sünden sich sorgfältig bewahren, dafür aber sich in einem andern Stücke entschädigen, nämlich in den Plaudereien. Wie man einem gewissenlosen Juden die Worte in den Mund legt: Wozu sind falsche Eide, als daß man sie schwört, so sagen die Jungfern: Man wird doch reden dürfen, wozu hat man sonst die Zunge? Um nun dieses köstliche Geschenk Gottes nicht nutzlos brach liegen zu lassen, plaudern und maudern, schnütern und schnattern, plappern und klappern, rätschen und trätschen, wettern und zettern solche Geschöpfe von früh Morgens bis spät Abends und wahrscheinlich im Traume auch noch die ganze Nacht hindurch. Auf Landtagen ist schon viel gepappelt worden und wäre eine harte Buße, wenn Einer all' das Zeug lesen müßte, aber eine Versammlung solcher Jungfern und Frauen leistet hierin das Riesenmäßige, das Unglaubliche, das Unerhörte, das Unmögliche, das Uebernatürliche und Wunderbare. Sie arbeiten nicht gern allein, weil sie ihre kostbaren Worte nicht an den Wind verschwenden

mögen, selbänder aber sind Zunge und Hände weiblich in Thätigkeit. Sizen einige beisammen; so entsteht ein Summen und Schwirren, wie wenn die Wespen schwärmen. Verabschiedet sich ein Besuch, so wird unter der Thür in einem schnellen Viertelstündchen das Nothwendigste abgemacht und dann drei Schritte auf der Gasse draußen in einem weitem Viertelstündchen das Allernothwendigste. In einer Spinnstube schnurren die Mädchen fleißig, sind aber die rechten Spinnerinnen da, so schnurrt das Maulwerk noch emstiger. Natürlich denkt so eine Person nicht im Geringsten daran, was sie reden will, sondern wenn ihr gerade nichts beifallen will, so macht sie nur den Mund auf, in der festen Zuversicht, es werde doch Etwas herauskommen, was denn auch richtig der Fall ist. Es gibt welche, die sich ein ordentliches Geschäft und eine Arbeit aus dem Klatschen machen. Kommen sie in eine Stube, wo sie willige Ohren wissen, so nehmen sie Platz und setzen sich ordentlich in Postur, um das Mundorgelwerk loszulassen; andere sind außerordentlich pressirt und können sich gar nicht aufhalten, darum bleiben sie in der Nähe der Thür stehen, stemmen die Hände in die Seite, und erzählen so das Allernueste und Interessanteste, was im glücklichen Falle in einer Stunde vorbei ist; endlich gibt's noch solche, welche wie ein Orgelmann nicht bloß das Uhrwerk spielen lassen, sondern auch mit Händen und Armen dazu agiren und die Geschichte verdeutlichen. Hat's keine solche in deinem Dorf?

Was sagen wir zu dieser Wohlordneri?

Zuerst wollen wir die heilige Schrift sprechen lassen. Da heißt es: „Wer seine Zunge beherrschet, der lebet ohne Streit; und wer Geschwätz hasset, zieht sich weniger Uebel zu.“ Besinn dich einmal, ob deine Reden noch nie die Veranlassung zu Streit und Hader gewesen, und ob du dich noch nie damit entschuldigen wolltest: Ich habe es ja nicht so böse gemeint. Wie viel weniger Feindschaft und Gehässigkeit wäre in eurem Ort, wenn weniger geredet würde? Wo kein Holz mehr ist, erlischt das Feuer; wo kein Ohrenbläser, hört der Streit auf. Die Klatschweiber blasen aber nicht nur in ein Paar Ohren, die blasen wie der Sturmwind, daß es das ganze Ort vernimmt.

Ferner heißt es: „Bei vielen Worten fehlet nicht Bergehung, wer aber seine Lippen spart, handelt klüglich.“ Vielleicht weißt du selber am wenigsten, was den langen Tag hindurch aus deinem Munde herausgeht, aber du darfst versichert sein, wo so

erschrecklich viel hervorkommt, da ist nicht Alles gut. Dir selber fällt das freilich nicht auf, denn du hörst vor lauter Pappeln dein eigen Wort nicht, aber andere Leute hören und behalten es in ihrem Herzen. Die Rede gehet gar gern auf den Nebenmenschen und seine Fehler. Oder meinst du, das sei keine Sünde, wenn man mit so großer Inbrunst von den Fehlern des Nächsten redet, seine Schwächen bekannt macht und auch wohl eine kleine Verläumdung nicht scheut?

Du wirst dich doch nicht damit brüsten wollen, daß du vorbringst: Andere reden auch? Damit, daß Andere es auch thun, könnte sich am Ende jeder Missethäter und Teufelsbrand entschuldigen. Ich sage dir: Nicht jede Jungfrau ist eine Paudertasche, und von den heiligen Jungfrauen ist es keine einzige gewesen, am wenigsten die Königin der Jungfrauen.

Weiter heißt es: „Die Narren haben das Herz im Munde; die Weisen aber den Mund im Herzen“. Darum auch das Gebet des weisen Mannes: „O wer legt mir auf meinen Mund ein Schloß, und auf meine Lippen ein kluges Siegel, damit ich nicht durch sie falle, und meine Zunge mich nicht verderbe!“ Möchtest du denn gerne unter die thörichten Jungfrauen gehören?

Endlich weist du, daß der Heiland selber verschert hat, von jedem unnützen Wort müsse Rechenschaft abgelegt werden. Ich will zwar gern glauben, daß ein einzelnes unnöthiges Wort nicht viel auf sich habe und nicht schwer wiege auf der Wage, auf welche deine Vergehungen gelegt sind. Aber bedenke die Menge unnützer, ja schädlicher Worte nur eines einzigen Tages, dann die zahllose Summe von 365 Tagen, dann die ungeheure Masse von 30 oder 40 Jahren! Du hast sie freilich nicht gezählt und schon lange vergessen, aber Gott hat sie gezählt und vergißt sie nicht, und am jüngsten Tage werden sie dir vorgezählt und vorgewogen und ihr Gewicht werden Pfunde und Zentner ausmachen. Eine Flaumfeder wiegt nicht viel, aber einen Federnsack, wie ihn die Fuhrleute auf dem Wagen haben, brächtest du nicht von der Stelle.

Zur guten Letzt will ich dir noch Etwas vertrauen: Vielleicht lebt in deiner Nachbarschaft oder Bekanntschaft ein Weibsbild, das zuweilen ein oder zwei Schlüßchen gebrannten Wassers zu viel sich zu Gemüthe führt, und du hast dich schon ihretwegen geschämt und einen gründlichen Abscheu gegen sie gefaßt. Die Trunkenheit ist nun allerdings ein abscheuliches Laster und am weiblichen

Geschlecht besonders abscheulich; aber schau, jene unglückliche Person ist nicht im Stande, ihre Zunge und ihren Gaumen zu bemeistern, sondern wenn ihr der Mund nach Wein oder Schnapps wässert, so muß sie trinken, bis sie zu viel hat. Gest du das ist eine armselig schwache Person! Wenn du aber dein Zünglein auch nicht im Zaume zu halten vermagst, sondern bei jeder Gelegenheit wispern und flüstern und klappern mußt, was eben gerade heraus will, bist du dann nicht eben so schwach? Würdest du ganz bestimmt widerstehen können, wenn deine Zunge so sehr nach Wein gelüftet, wie nach Schwägereien?

Vom Wallfahrten.

Was thun denn die Wallfahrten da? Drum haben mich die Menschen von leichtblütigem Temperamente darauf gebracht. Wie es nämlich in der Natur dieser Leute liegt, daß sie morgen tabeln, was sie heute loben, daß sie sich am letzten April über Etwas freuen und am ersten Mai über dasselbe Ding trauern, daß sie heute Etwas mit Lust angreifen und es morgen mit Widerwillen von sich werfen, aber in keiner Sache Beständigkeit und Ausdauer an den Tag legen, so halten sie es auch mit den Wallfahrten. Befinden sie sich sammt ihrem Hauswesen in guten Umständen, so fragen sie wenig nach Gnadenorten und Gnadenbildern, finden dieselben höchst überflüssig und wissen ein armes Weib, das mit dem Brodsack nach Einsiedeln zieht, mit scharfem Spotte zu verfolgen. Wird aber die Frau oder ein Stück Vieh krank, kann ein Kind nicht leben und nicht sterben und ringt tagelang mit dem Tode, steigen schwarzgelbe Wolken auf und entsteht ein Knattern und Prasseln in den Lüften, und die Winterfaat ist im besten Gedeihen, da ist kein Mensch schneller mit Versprechungen und Gelöbnissen bei der Hand, als so ein leichtsinniges Blut, das sonst über abergläubische Dinge in Eifer geräth. Ja gerade solche, denen man nach ihren sonstigen Redensarten und Witzereien so Etwas am wenigsten zutraute, machen in der Stunde der Noth und Bedrängniß die seltsamsten Versprechungen, die sie freilich so viel als möglich geheim halten. Das ist aber immer so: Wer im Glauben keine feste Grundlage hat, der verfallt am leichtesten dem Aberglauben. Ich habe einen halb oder ganz studirten Mann gekannt, der auf dem Tobette zum Glauben an das Verdienst Christi, und an seine Gottheit sich nicht zu erschwingen vermochte, dagegen an der Kraft der Fürbitte Marien

mit ganzer Seele hing. Doch um wieder auf das Wallfahrten zu kommen, so fragt es sich, was davon zu halten.

Erstens steht so viel fest, daß man ein guter Christ sein und selig werden kann, ohne jemals eine Pilgerfahrt gethan zu haben. Darum sollst du diejenigen nicht verketzern und der Glaubenslosigkeit anklagen, welche an solchen Fahrten nicht Theil nehmen. Ebenso wird es deinem Verstande nicht zur Unehre gereichen, wenn du nicht unbesonnen und voreilig Etwas gelobest, sondern vorher überlegst, ob du das Versprechen auch zu erfüllen im Stande bist, ohne daß wichtigere Pflichten darunter leiden. So ist es z. B. nicht in der Ordnung, wenn eine Mutter, die kleine Kinder hat und Niemanden, dem man ihre Pflege anvertrauen kann, eine weite Wallfahrt verspricht. Man kann statt einer Pilgerfahrt auch geloben, das Geld, welches eine solche Fahrt kostet, einer armen Familie zu schenken; das ist, denke ich, auch ein gutes Werk.

Zweitens muß man halten, was man versprochen hat, und es so halten, wie man es versprochen hat. Hast du deshalb in der Stunde der Noth gelobt, eigensüßig zu einem Gnadenbilde zu pilgern, so sollst du nicht, wenn die Noth vorüber ist, deine Frau oder ein fremdes Weibsbild für Geld schicken, sondern selber gehen, und zwar an den Ort, zu welchem du versprochen, nicht zu einem nähern. Es läßt sich nicht fein, solche Versprechungen zu machen, um deren Abänderung man bald wieder den Beichtvater ersuchen muß. Da man in der Stunde der Bedrängniß wenig an's Fahren denkt, so mache deine Reise zu Fuß und thue, als ob die Eisenbahnen und Kutschen für dich nicht da wären. Bisweilen hat's sich schon zugetragen, daß ein stolzes Mannsbild eine solche Reise unternommen, aber er will es nicht Wort haben, sondern sagt, er habe ein Geschäft an diesem Orte, oder wolle einen Einkauf machen, oder gehe blos aus Neugierde, kurz er gehöre nicht zu den Pilgern. Das ist eine unmännliche Feigheit, und eine solche Fahrt wird kleinen Nutzen für die Seele abwerfen. Denn du brauchst dich drittens des Wallfahrens nicht zu schämen, es haben's schon größere Herren gethan, als du bist. Freilich kann man dadurch in den Geruch der Verschweherei gerathen, aber es sind eben nicht die verständigsten und freisinnigsten Menschen, welche so gewaltig über das Wallfahrten losziehen. Sie sagen: Die Leute sollen zu Hause bei ihrer Arbeit bleiben, das Wallfahrten frist viele

Zeit und entzieht viele Hände der Arbeit! Darauf läßt sich erwiedern: Es wandern alljährlich viele Tausend Menschen auf den Rigi und an andere Orte, wo man etwas Schönes sehen kann, und nimmt Niemand daran Anstoß. Wenn es nun den Herren aus der Schreibstube erlaubt ist, alljährlich einige Tage in der Schweiz, in Tirol oder dem bayerischen Oberland herumzuspazieren, so wird es gemeinen Leuten auch nicht verboten sein, den Weg nach Einsiedeln, Mariataferl oder Alstötting unter die Füße zu nehmen. Oder soll denn der Tagelöhner und der Bauersmann dazu verdammt sein, aus seiner engen, niedern Stube und von dem Erbschollen seines Ackers sein Lebenlang nie wegzukommen und fremden Himmel, fremde Gegerden und Menschen nie zu erblicken? Wenn den Herrenleuten das Reisen nach ihren gar so anstrengenden Arbeiten zur Erholung und Erquickung dient, arbeitet denn der gemeine Mann nicht, ist er keiner Erholung und Erquickung bedürftig? Soll er denn wie ein Sklave oder ein Zugthier an immerwährende Arbeit gebunden sein, damit die Reichen sich erholen und erquickern können? Und wenn die Leute von der Feder Reisen machen, um ihre Gesundheit zu stärken, so wird das dem, der das ganze Jahr unter der schweren Arbeit schwitzt und feucht, wohl auch zu gönnen sein. Du hast dein Vergnügen an hohen Bergen, tiefen, engen Thälern, schroffen Felsen, weiten Eisfeldern und schäumenden Wasserfällen; andere finden ihre Lust und Freude an großen Kirchen, kostbarem Kirchengeräth, schöner Kirchenmusik, an langen Predigten, strengen Beichtvätern, vielen heil. Messen, hohen Aemtern und geschmückten Gnadenbildern. Willst du denn der Wüthrich sein, ihnen diese Freude zu wehren? Oder bist du neidisch und soll Niemand Vergnügen haben, als du und deinesgleichen?

Aber das Wallfahrten kostet Geld? Richtig; s'ist grausam, was die Pilger vergeuden. Nicht genug, daß die Pilgrime von Hause einen schönen Laib Brod, ein Stück Speck, eine Lade voll Butter und Käse, auch bisweilen Zucker und Kaffee mit sich schleppen und die kostbare Gottesgabe aus dem Land tragen, nicht genug, daß sie in ganz fremdem Lande den Leuten das Wasser am Brunnen unverschämterweise vor dem Maule wegtrinken, sie unterstehen sich sogar, von Zeit zu Zeit in ein Wirthshaus hineinzugehen und zu ihrem trockenen Brod einen Schoppen Wein oder Bier zu kaufen, essen am Abend eine ganze Schüssel voll Suppe und zahlen per Stück drei Kreuzer Schlaf-

geld. Ja das ist noch das Wenigste. Am Wallfahrtsorte selber versteigen sich diese Leute noch mehr und werden wahrhaft übermüthig und übelhaussig. Da wird eingekramt und nach Hause genommen ein rother baumwollener Regenschirm mit Messinggestell und Meerrohr, kostet einen kleinen Thaler, item ein dickes Gebetbuch mit Goldschnitt, in schwarzem oder rothem Leder eingebunden, thut 48 Kreuzer, item ein kleinwinziges Büchlein für den Kaverle oder das Mareile, macht einen Sechser, item Heiligenbilder für 2 Bazzen sammt Lebensbeschreibung hintendrauf, dazu noch Muttergottesbilder aus Lehm gebrannt und stückweis mit Goldschaum überzogen, das Duzend für einen Kreuzer, sowie die wahrhafte und getreue Abbildung des Gnadenbildes selber. Das sind enorme Ausgaben. Aber ich habe in Badeorten an einem Abende so viel Geld auf den Spieltischen liegen gesehen, daß man mit demselben ein ganzes Pilgerregiment zu vier Bataillonen hätte nach einem weit entfernten Orte senden können, und sie hätten noch davon zurückgebracht. Ja ich wollte fast Etwas darauf wetten, in einem namhaften Badeorte wird jeden Sonntag mehr in Cigarren verbräucht, als an einem Wallfahrtsorte sogar am Samstage in Wein und Bier verzehrt wird. Ist's nun den Einen erlaubt, so wird's den Andern auch nicht verboten sein. Wenn die Frauenzimmer und Brillenherren seidene Regenschirme tragen, die 8 Gulden kosten, und gegen die Sonnenstrahlen noch einen tellergroßen Feszen extra brauchen, so wird das rothbaumwollene Dach für die Dorfjungfer nicht zu kostbar sein. Kaufen die Wamsellen alljährlich ein Taschenbuch voll herzbrechender Liebesgeschichten und schöner Kupfer um wahres Sündengeld, so darf die Tagelöhnersfrau auch am Sonntage mit einem lebergebundenen Buche in die Kirche stolziren. Hängen die Zimmer der Bornehmen voll schöner Tapeten und über denselben kostbare Gemälde in goldenen Rahmen, und zieren selbst die Wände von Bierstuben Schlachtstücke mit dem Napoleon, so haben auch in den Bauernstuben neben dem Kreuzfir einige Bildnisse Platz und darf selbst der Magd nicht verwehrt sein, die innere Seite der Kastenbüre oder des Trogdeckels mit Heiligenbildern zu verkleben.

Aber die Wallfahrten führen zum Aberglauben? Daß zuweilen Aberglauben mit unterlaufen mag, läugne ich nicht; aber wenn auch die Wallfahrten abgeschafft werden, so ist damit der Aberglaube noch nicht aus der Welt und den Menschenseelen verbannt. Ich bin der Ansicht: Wer zu Hause

abergläubisch ist, der bleibt es auch auf der Pilgerfahrt, und wer zu Hause nicht abergläubisch ist, der wird es auch auf der Wallfahrt nicht.

Die Leute sollen zu Hause dem Pfarrgottesdienste beiwohnen? So gehört es sich allerdings; und die auf die rechte Art Wallfahrten machen, sind auch daheim fleißige Kirchengänger, und die man in der Pfarrkirche am wenigsten erblickt, das sind diejenigen, welche das Wallfahrten am wenigsten ausstehen können.

Gott ertheilt seine Gnaden, wann und wo er will und läßt sich weder Zeit noch Ort vorschreiben, und wenn er an einem sogenannten Gnadenorte reichlicher austheilt, so wirst du das schwerlich anders machen. Der räudige Syrer Naaman mußte sich im Jordan waschen, obwohl er meinte, sie hätten in Syrien besser Wasser; den Blindgeborenen hieß Jesus zum Teiche Siloe gehen, und Beide thaten wohl daran, daß sie folgten. Glaube und Vertrauen verlangte der Herr von denen, die bei ihm Hilfe suchen. Wenn es nun einen armen, bebrängten Menschen inwendig mahnt und drängt und treibt, an diesem oder jenem Orte sein Herz und seine Noth vor seinem Erlöser und Heiland auszuschütten, und wenn er dabei die göttliche Mutter, die Mutter der Barmherzigkeit und der schönen Liebe, um ihre Fürbitte ansieht: soll ihm das untersagt sein? Wird Gott nicht gnädiger auf seine Demuth und seine Zerschlagenheit herabsehen, als auf deinen Hochmuth und deine düstelhafte Aufgeblasenheit? Soll überhaupt im Lande der Freiheit der Mensch nicht beten dürfen, wo er will?

Aber es kommen Mißbräuche bei Wallfahrten vor? Das ist wahr; aber wenn man Alles abschaffen will, was mißbraucht werden kann und mißbraucht wird, so muß man Messer, Pulver, Zündhölzchen, die Buchdruckerkunst, Kalender und Ehestand auch abschaffen.

Des Herodes Gastmahl.

Die Geschichte ist dir aus der Bibel bekannt genug. Mit den Gästen können wir uns nicht abgeben, sondern das saubere Kleeblatt, Vater, Mutter und Tochter müssen uns genügen. Herodes war ein leichtfertiger, genussüchtiger Fürst, ein Liebhaber vom Bauen und von schönen Frauen, weshalb er auch seinem Bruder Philippus zum Danke für die bewiesene Gastfreundschaft die Gemahlin entführte und seine eigene verstieß und ihren Vater heim schickte. Er war ein König, der sich den Königstitel auf Zureden seiner sogenann-

ten Frau erbettelt hatte, und ist derselbe Herodes, der später mit dem Heilande Gespött trieb, weil Dieser ihm auf Allerhöchstes Begehren keine Wunderwerke zur allgemeinen Ergözung vor machte. Dieser Herodes feiert jetzt seinen Geburtstag und veranstaltet ein großes Essen für die Gratulanten. An seinem Hofe aber lebte auch noch ein Mann von cholericischem Temperamente, von unbeugsamem Willen und unerschütterlichem Ernste, der heilige Johannes der Täufer. Dieser sollte an dem heutigen Feste unter dem Henkerbeile verbluten. Hatte das der König beschlossen? Gewiß nicht; vielmehr hatte er nach Art leichtsinniger Leute an dem strengen Busyprediger zur Abwechslung gegen die süßlötenden Hörslinge Wohlgefallen gefunden und nur den vorlauten Tadler um der Herodias willen einweisen in den Kerker geschickt. Männer von solcher Kraft und Entschiedenheit, von solcher sittlichen Reinheit und Erhabenheit wie Johannes Baptista, gewinnen die Achtung und Bewunderung auch solcher, die sich ihren Ermahnungen nicht fügen und zur Nachahmung ihrer Lebensweise nicht die geringste Lust verspüren. Solch' großartige Leute muß man entweder achten oder hassen. Zu einem rechten Hasse war aber Herodes viel zu schlaff und bequem, er hätte ihn in seinen Ergözlichkeiten molestickirt. Dagegen verstand sich seine Frau auf den Haß vortrefflich, wie überhaupt die Weiber hierin eine große Meisterschaft an den Tag legen sollen. Sie führte aber offenbar das Regiment im Hause, hatte, wie man zu sagen pflegt, ihren Mann am „Schnürle“, und wußte Alles hübsch einzufädeln, damit das Freudenfest dem Johannes zum Untergange gereiche. Das ist nun keine Seltenheit, daß ein Weib im Hause regiert und der Mann das fünfte Rad am Wagen vorstellt, und bisweilen ist das ein Glück für den Mann und das ganze Hauswesen. Dieser Fall tritt dann ein, wenn der Mann selber ein Weib ist, keine Kraft und Entschiedenheit entwickelt, sondern sich von seinen Launen und Empfindungen wie ein schwankes Rohr umhertreiben läßt. Wo der Mann zu leichtsinnig, zu faul und liederlich sich zeigt, um das Steuer ruder zu führen, da ist es ganz in der Ordnung, daß die Frau dasselbe in die Hand nehme und das



Schiff vom Verderben errette. Schon mancher Mann wäre sammt seinem Hauswesen jämmerlich zu Grunde gegangen, wenn nicht die Frau sich herzhast entgegengestemmt und dem Verderben gewehrt hätte. Ist in deinem Ort keine solche Haushaltung, wo die Mutter den Vater spielen muß? In solchem Falle ist es für die Frau keine Annäherung, aber in jedem Falle ist es für einen gesunden Mann eine Schande, sich das Hest aus den Händen winden zu lassen oder es freiwillig abzugeben.

Also der Herodes war zwar Herr von Galiläa und darum auch der Landesherr Christi, aber in seinem Hause führt die Herrschaft die Ehebrecherin Herodias. Bei Geburtsfesten pflegen sonst Fürsten und Könige die Bande der Gefangenen zu lösen, reuigen Verbrechern die verwirkte Strafe nachzulassen, aus Dank gegen Den, der sie an diesem Tage das Licht der Welt erblicken ließ. Eine schöne Sitte! Und wenn du, der du kein Fürst bist, deinen oder deiner Frauen Geburts- oder Namensfest im fröhlichen Kreise der Deinigen feierst, und eine Extraportion auf den Tisch kommt und Wein dazu, so vergiß nicht, aus Dank gegen Gott Barmherzigkeit zu üben, und dem armen Weibe oder dem kranken Nachbar, oder der Wittwe mit den vielen kleinen Kindern etwas Namhaftes

zu schicken. Es ist sehr wußt von dem Herodes, daß er an solchem Tage den Johannes vergessen, es ist aber auch sehr wußt von dir, wenn du bei fröhlichem Feste nicht auch Andere froh machst.

Leichtsinzig war Herodes, weil er sein Tochterlein vor den Gästen tanzen ließ. Eine Prinzessin soll nicht zur Tänzerin werden; das ist ein leichtfertig Handwerk in unseren Tagen und war es vor Altem noch mehr. In einem Königshause soll Anstand und Respekt beobachtet werden, sonst leidet das Ansehen und die Würde des Herrschers. Es läuft aber wider den Anstand und Respekt, daß des Königs Tochter vor den Unterthanen und zu ihrer Belustigung Sprünge macht wie eine Seiltänzerin. Mach' du's nicht dem Bierfürsten von Galiläa nach, sondern halte in deinem Hause auf Zucht und Anstand, wenn du schon keine Krone trägst. Leid's nicht, daß deine Mädchen nur halb angekleidet vor Fremden oder Knechten sich zeigen, daß deine Buben mit den weiblichen Diensthöfen Poffen treiben. Halte größere Stücke auf dein Fleisch und Blut, als daß du solche Herabwürdigung leidest. Lobe deine Tochter nicht im Wirthshause, wenn du ein Glas zuviel getrunken, noch weniger laß sie holen, und am allerwenigsten nimm einen Begleiter nach Hause, dem du deine vortrefflichen Tochter zeigst. Das thun Lumpen der schlechtesten Art und ist nicht viel besser, als Kinderverkauf. Die jungen Mütter haben oft ein absonderliches Wohlgefallen daran, vor Fremden ihre Kinder die kleinen Kunststücke aufführen und tanzen zu lassen; ich werde keine solche Mutter auf andere Gesinnungen bringen, aber es soll sich auch keine bei mir beklagen, wenn aus dem netten, artigen Tochterlein ein eitles, gefallsüchtiges Ding wird. Was soll denn anders aus ihr werden als eine Närrin, wenn du das zweijährige Püppchen schon jeden Tag vor den Spiegel hältst und das schöne Kind darin anpreihest, und wenn das Tanzen des Figürchens dein Herz in Wonne versetzt. Man braucht die Mädchen in der Eitelkeit nicht zu unterrichten, sie lernen's von selber.

Am leichtsinnigsten endlich nahm sich bei Herodes das Versprechen heraus: Er that einen Schwur, heißt es, und sagte: Was du bittest, das will ich dir geben, und wenn es auch die Hälfte meines Reiches wäre. Was ist das für ein König, der sein Königreich weggibt um einen Tanz? Was ist das für ein unsinniges Anerbieten von einem Manne, den der römische Kaiser jeden Tag absetzen konnte und später auch wirklich absetzte? Aber das ist

eben die Art leichtsinniger Leute, daß sie im Laumel die schönsten Versprechungen machen, ohne zu überlegen, ob sie dieselben zu halten im Stande sind. Hüte dich besonders vor leichtfertigen, unbesonnenen Schwüren und Bethuerungen, wie: Bei meiner armen Seele! Der Teufel soll mich holen! Der Teufel möchte dich sonst einmal beim Worte nehmen, wie es die Satanin Herodes ihrem Manne gethan.

Das Tochterlein des Herodes.

Von der Mutter, der Haupthezerin und Sünderin, die bei einem fröhlichen Mahle so kaltblütig das Haupt des Täufers auf einer Schüssel verslangt, wie man eine Portion kalten Braten kommen läßt, von dieser eingefleischten Bosheit, die noch am abgeschlagenen Haupte ihre Rache kühlte, indem sie die Zunge der Wahrheit und Freimüthigkeit mit Nadeln durchstach, von dieser lebendigen Satanin wollen wir hier nicht reden, denn diese Furie hatte kein leichtblütiges Temperament und gehört darum in ein anderes Kapitel. Dagegen mit dem eiteln, tanzlustigen und tanzfertigen Tochterlein müssen wir uns etwas abgeben. Dieses Tochterlein ist zwar nicht die Urheberin und Anstifterin des Prophetenmordes, aber ihr Tanz und Aufzug gab die Veranlassung dazu. Merke wohl: Eitelkeit und Tanzen waren die Veranlassung, die nächste Gelegenheit zum Prophetenmorde. Hätte das Tochterlein dem Vater nicht gar so wohl gefallen, wäre er von Eitelkeit und Wein nicht bezaubert gewesen, so hätte er sicherlich kein so unsinniges Versprechen abgelegt und hätte das sündhafte Begehren nicht erfüllt. Vielleicht wäre für die Herodias gar keine günstige Gelegenheit gekommen, ihren verruchten Anschlag gegen das Leben des Täufers auszuführen. So ist es noch bis auf den heutigen Tag. Der Teufel und die sinnliche Lust müssen eine Veranlassung und Gelegenheit haben, um das sündige Werk zur Welt zu bringen. Gelegenheit macht Diebe. Zu diesen Veranlassungen und Gelegenheiten gehören nun auch Kleiderhoffart und Tanzbelustigungen. Wenn dadurch die Sünde nicht geboren wird, so wird sie doch empfangen und wird seiner Zeit schon an's Tageslicht treten. Die Eitelkeit und Gefallsucht stecken tief im Menschenherzen, besonders im weiblichen, nicht bloß bei Prinzessinnen, sondern auch bei Bauernöchtern und Mägden. Daß ein Mädchen etwas auf seinen Leib und seine Bedeckung hält, und gerne sauber und nett gekleidet einhergeht,

wird Niemand tabeln, sondern ist lobenswerth. Man kann nicht wohl eine gute Meinung von einer schlampigen, wampigen Person hegen. Auch daß das Weib dem Manne gefallen will, haben nicht Menschen erfunden, sondern Gott selber eingerichtet. Aber wie es vielfältig getrieben wird, geht es denn doch weit über die Anordnungen und den Willen Gottes hinaus. Die Kleider werden ordentlich gebraucht als Stricke, Netze und Fanggarne, um einfältige Sumpel brin zu fangen. Dazu ist nicht einmal ein kostbarer Hofftaat erforderlich; ein pergaleener Hemdärmel und über den Hüberg ein rothes Schnupftuch verrichten denselben Dienst, wie anderwärts ein seidenes Kleid, Brüsseler Spitzen und ein Diamantendiadem. Früher hatte man selbst im Heidenthume geglaubt, die Kleider seien dazu eingeführt, um den Leib zu bedecken, und es waren anrühige Personen, die sich anders trugen; in unsern Tagen aber werden die Kleider so gemacht, daß man den Leib besser sieht. Wenn nun das nicht geschieht in der Absicht, um böse Begierden zu erregen, so weiß ich nicht warum. Daß es wenigstens die Verheiratheten nicht thun, um ihren Männern zu gefallen, geht daraus hervor, daß sie nie gepußter erscheinen, als unter Fremden. So ein geschlagener Ehekrüppel, der für den Plunder sein gutes Geld hat hergeben müssen, mag oft seine theure Hälfte auf dem Balle oder im Theater kaum erkennen, so hat sie sich gegen zu Hause in's Prachtige verwandelt. Und daß es die Ledigen nicht thun, um Gott zu gefallen, ist daraus ersichtlich, daß sie wider den ausdrücklichen Willen Gottes durch Kleiderputz die Eltern kränken, die innere Schönheit und den verborgenen Schmuck des Herzens vernachlässigen, und daraus, daß sie mehr in den Glaspiegel als in den Beichtspiegel schauen. Wahrhaft lächerlich aber kommt es heraus, wenn solche Putzdocken über Geldmangel und Klemme Zeiten klagen. Da lobe ich mir noch viel eher die Quäkermädchen und Wiedertäufer, die über solchen Land hinaus und doch liebenswürdig sind.

Gibt Eitelkeit und gefallsüchtige Tracht Anlaß zu bösen Gedanken, so verschafft der Tanz Gelegenheit zu bösen Blicken, Worten und Werken. Wenn man jezt den Tanz überhaupt als etwas zur Sünde Verlockendes verbieten wollte, so hätte man nicht bloß das ganze weibliche Geschlecht bis auf wenige Ausnahmen, sondern auch von dem männlichen fast Alles gegen sich, was glänzende gelbe Handschuhe, Vorstecknadel, Frack, Sackuhr und Tabakspfeife trägt, je nach Stand und Vermögen. Allein

damit wird natürlich die Sache nicht anders, und wenn der Tanz der Sittlichkeit nachtheilig ist, so ist er nur um so nachtheiliger, je mehrere daran Theil nehmen. Die alten Kirchenväter haben sich gegen dieses Vergnügen in sehr starken Ausdrücken ausgesprochen und würden heut zu Tage einen schweren Stand haben, wenn sie ihre Ansicht überall geltend machen wollten. Ich will dir zum Beispiele anführen, was der heil. Chrysostomus öffentlich gepredigt hat, der als kaiserlicher Hosprediger schwerlich der Größte war. Derselbe läßt sich, da er von des Herodes Gastmahl redet, also verlauten: „Wo Tanz ist, da ist der Teufel. Die Füße hat uns Gott nicht beschwergen gegeben, daß wir unverschämte Sprünge damit machten, sondern daß wir ordentlich gingen. Nicht, daß wir nach Art der Kameele tanzten — denn nicht bloß die Weiber, sondern auch die Kameele tanzen unverschämt — sondern daß wir mit den Engeln tanzten. Wenn der Leib, der solche Unverschämtheiten treibt, verunreinigt wird, um wieviel mehr die Seele. Die Teufel tanzen so.“ So arg spricht der Prediger an einem Hofe, dessen Kaiserin früher eine Schauspielerin gewesen. Freilich haben ihn die Damen dafür nicht auf den Händen getragen. Freilich geht nicht bei jedem Tanze ein Kopf verloren, aber gar häufig Herz und Unschuld und Frieden. An sich betrachtet ist allerdings der Tanz eine sehr unschuldige Sache und behauptet auch Niemand, er sei für sich sündhaft, sondern bloß, er schafft der Sünde Gelegenheit. Als taktmäßige Bewegung mag er eine angenehme Unterhaltung und eine gesundheitsfördernde Uebung sein, wie Bergsteigen, Schwimmen und Turnen. Der Fehler und das Gefährliche liegt, damit ich's frisch heraus sage, darin, daß in der Regel ein Männlein und ein Weiblein mit einander tanzen und daß dazu gezecht wird. Tanzen die Mädchen miteinander und ebenso die Bürsche, und tranken in die Erhitzung statt Wein Wasser, so ließe sich das Ding ganz anders an. Ein solches Tanzen habe ich aber nur bei Kindern und mecklenburger Soldaten gesehen. Deshalb glaube ich nicht gern, daß man bloß der Musik und der Bewegung halber tanzt.

Zum Schlusse will ich dir noch Etwas von einer alten, einfältigen Person erzählen. Dieses fränkische Wesen hatte, wie viele alte und junge Leute, einen wahren Widerwillen gegen das Sterben, und eine noch größere Angst vor dem, was nach dem Sterben kommt. Nun pflegte sie sich in ihrer Angst

gegen ihre Umgebung oft damit zu trösten: „Gott wird mir doch barmherzig sein, er wird es mir auch zum Verdienste anrechnen, daß ich 30 Jahre in Wirthshäusern gedient und doch meine Jungfräuschaft bewahrt und nie getanzt habe.“ Es ist zwar dies nicht der allerbeste Trost, aber ich denke doch, du hättest auf dem Todtbette auch mehr Muth und Zuversicht, wenn du das in Wahrheit von dir sagen könntest.

Die gute Seite des sanguinischen Temperaments.

Gern hätte ich dir noch Etwas vom Schuldenmachen erzählt, worin die Leute von leichtblütigem Wesen eine große Fertigkeit besitzen, sowie von dem unbegreiflichen Leichtsinn und der seltsamen Gedankenlosigkeit, welche sich zur Zeit der Revolution bei ganzen Haufen gezeigt hat, aber du möchtest am Ende auf die Meinung gerathen, von diesem Temperamente sei nichts Gutes zu melden, und wer damit behaftet, sei unausweichlich der Lumperei und am Ende dem Teufel verfallen. Das wäre aber eine grundsätzliche Meinung. Vielmehr ist das sanguinische Temperament ein recht glückseliges und macht den schweren Weg zum Himmel leichter. Wird der Leichtblütige von bösen Einflüssen schnell angeregt, so findet das bei guten nicht weniger Statt, weshwegen er eben so viele schöne Vorsätze faßt. Es kommt nur darauf an, dieselben in ihm zu befestigen, damit sie nicht in Wäude versiegen, und die schädlichen Einwirkungen abzuhalten oder ihn wider dieselben zu stärken. Das ist freilich keine leichte Sache und wird um so schwerer, je länger ein solcher Mensch in seiner Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit dahin gelebt. Keiner singt lieber das Lied: Fahre hin du Flattersinn, als ein Leichtblütiger, und Keiner kommt schwerer zum Ernste und zur Beständigkeit. Mit menschlichem Zureden und weltlichen Gründen ist da nichts gethan, Gott muß einen solchen in die Schule nehmen und die Religion allein vermag dem schwankenden, schaukelnden Dinge eine feste Unterlage zu verleihen. Hat er aber einmal eine solche Unterlage, so ist er auch ein glückseliger Mensch, der mit Freudigkeit Gott dienet und frischen Muthes sein Kreuz dem Heilande nachträgt. Vor vielen Sünden bewahrt ihn schon seine Naturanlage, wie von Nachträgerei und Verschlagenheit, darum fällt ihm Offenheit und ehrliches Treiben leichter als Andern. Hat sich einmal das Bild Christi, wie er unermüdblich zum Wohle der Menschen wirkte, darbot

und litt, wie er am Kreuze durstend schmachtete, fest in seine Seele eingedrückt, so entleidet ihm seine Genußsucht und Leckerhaftigkeit und er ist bei Karioffeln und Milch so vergnügt, als bei Braten und Wein. Seine Weichlichkeit und Arbeitsscheu wird ihm zum Ekel, und unter fröhlichen Gesprächen und muntern Scherzen trägt er des Tages Last und Hitze. Die Erde ist ein Jammerthal und begegnet man auf allen Wegen und Stegen dem Elende in den mannigfaltigsten Gestalten, und Jammertöne und Seufzer lassen sich hören in den stolzen Häusern der Vornehmen und den niedern Hütten der Seringen. Aber es fehlt in diesem Jammerthale doch auch nicht an wohlriechenden Blüten, duftigen Blumen, selten grünen Wiesen und fruchttragenden Bäumen, und oft sehen die Menschen sie gar zu finster und dornig an und wollen das Freudige und Schöne gar nicht wahrnehmen. Obwohl die Welt lumpig genug ist, so sind doch nur wenige, welche gerne von ihr Abschied nehmen, und gerade die am meisten zu klagen und zu jammern wissen, schälen sich oft am schwersten von ihr los. Zu diesen gehören aber die im Glauben befestigten Leichtsinnigen nicht. Ihr Leichtsinn ist verwandelt worden in leichten Sinn und wahrhaft christlichen Gleichmuth. Sie sind fröhlich, ohne der Ausgelassenheit anheimzufallen; sie sehen das mannigfache Elend von der besten Seite an, ohne zu verkennen, daß es ein Straf- und Zuchtmittel in der Hand Gottes ist. Hither gehören jene Großväter und Großmütter, Tanten und Onkel mit weißen Haaren und runzeligen Gesichtern, deren Auge noch freundlich in die Welt hineinblickt und deren zahloser Mund lächelt beim Anblicke der blühenden Jugend und ihrer Scherze; welche die Gebrechen des Alters tragen ohne Murren und die Ergötzlichkeiten der Jugend schauen ohne Neid und Grämlichkeit; welche mit einem Fuße im Grabe stehen und gottergeben bereit sind, auch mit dem andern hineinzuschreiten, und doch so wohlgemuth auf Erden herumtampfen, als ob sie einen besondern Freibrief hätten, noch lange da zu bleiben. Ferner zählen wir zu diesen Leuten jene Kranken, die oft Jahre lang auf dem Schmerzenslager liegen, und doch nicht immerfort über ihren jammervollen Zustand wimmern und bei jedem Besuche ihren Klagen kein Ende finden, die vielmehr der Umgebung ein heiteres Gesicht zeigen und in schmerzlosen Stunden selbst einen harmlosen Spaß hören und machen können. Endlich kann man dazu rechnen viele von jenen Leuten, die bei jedem Unglücksfall

folglich einen Trost bei der Hand haben, der oft freilich sehr sonderbar klingt und einen Schwermüthigen keineswegs beruhigen würde. Bekanntlich ist kein Unglück so groß, daß nicht auch noch ein Glück dabei wäre; aber dieses Glück dabei fällt den meisten Menschen gar nicht, oder sehr spät ein. Die Leichtblütigen aber sehen mitten im Unglück das Glück auf den ersten Blick. Bricht Eines ihrer Angehörigen einen Arm, so danken sie Gott, daß die Beine unverletzt geblieben, bricht Eines ein Bein, so sind sie froh genug, daß es den Hals nicht gekostet. Werden Preußen zur Einquartirung angefragt, so ist's ihnen viel lieber, als wenn Franzosen im Anmarsch wären, weil sie sich mit den nordischen Landsleuten doch noch mühselig verständigen können; marschiren Franzosen ein, so versichert der Leichtgetröstete, wir dürfen von Glück sagen, daß es keine Russen sind, denn die Franzosen seien doch höfliche und reinliche Leute und keine Schnappstrinker; kommen Russen, so hat er daran seine Freude, daß sie das Kreuzmachen verstehen, und ist heimlich vergnügt, daß die Türken weit weg sind; bleiben aber auch gar die Türken nicht aus, so hätte er eigentlich schon lange gerne gewußt, wie diese Bursche aussehen. Solch' ein leichter Sinn ist viel werth in einer Welt voll Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten, aber wohl gemerkt! er ist nur viel werth, wenn er seine Quelle in der Religion hat, wie ich vor einem Jahre an Beispielen von Heiligen gezeigt habe, daß sie in zeitlichen Dingen gewissermaßen leichtsinnig gewesen. Ein fröhliches Gemüth ist jedem lieber, als ein Murrkopf und Sauerampfergesicht, und der Apostel Paulus wird nicht umsonst die Ermahnung gegeben haben: Freuet euch im Herrn immerdar, ja noch einmal sag' ich's, freuet euch!

Der Waldnazi.

Ich habe weiter vornen gesagt, Gott müsse das Meiste und Beste thun, wenn ein Mensch von angeborenem leichtblütigem Temperament in das rechte Geleis kommen und nicht der Lieberlichkeit anheimfallen soll. Dies zeigt sich in dem Leben des Waldnazi, den du freilich nicht kennst, der aber doch als ein braver, geachteter Mann mitten unter den Lannen des Schwarzwaldes lebt. Bei dem hatte es den Anschein, als ob er von Mutterleib an kein Blut, sondern Quecksilber in den Adern habe, so unruhig, so beweglich, so fieberhaft war er schon als Kind; ja ich glaube, man hat ihm schon über dem Lauffstein den Kopf festhalten müssen,

damit ihn der Pfarrer taufen konnte. Gott weiß, was seine Mutter oder die Kindsmagd, wenn er eine hatte, mit ihm ausgestanden. Zum Glück lernte er laufen und reden früher als andere Kinder und war der Liebling nicht nur aller Frauen Basen, weil er gar so früh und schön „Abo“ machen konnte, sondern auch der Männer, weil er eben so bald mit großem Anstande die Pfeife in das zahnlöse Mäulchen nahm und couragirt auf Hunden ritt. Und wie der Körper des kleinen Nazi gleich einem Dampfhaspel in beständiger Bewegung war, so war auch seine Seele voll Wissbegierde, Fürwitz und Unruhe, so daß sie später im Traume laut aus ihm sprach und den Burschen als Nachtwandler im Hause herumtrieb. Aus einem solchen Kinde konnte natürlich kein Stubenbocker werden.

War das Kind zappelig wie ein Eichkätzchen, so war die Seele muthwillig und ausgelassen, wie ein junges Füllen. Keiner lernte so leicht in der Schule und hatte die Aufgaben so schnell fertig, aber auch keiner schlegelte fleißiger mit den Beinen, scharfte mit Füßen, hing den Kameraden papierne Esel auf den Rücken, und stupfte und pickte seine Mitschüler, daß sie das Konzept verloren. Und wenn der Lehrer Ordnung schaffen wollte und mit der Ruthe in der Hand die Bänke musterte, so schaute keiner unbefangener und unschuldiger darein als der Nazi. Geschichten konnte er erzählen, daß selbst erwachsenen Personen die hellen Thränen in die Augen traten, und die Gebärden und Sprache fremder Leute nachahmen, daß selbst die wunderliche Großmutter lachen mußte. Sehr gern hielt er sich in der Kirche auf, aber nicht um zu beten, sondern um zu läuten und sich am Glockenseile in die Höhe zu schwingen. Deshalb hatte auch Niemand eine größere Freude, wenn der Papst oder Landes herr starb, als der Nazi, weil dann so oft und lang geläutet wurde. Aber auch beim Läuten verursachte er dem Messner Verdruß, weil er immer ein wenig vorher himmelte, ehe die Andern anzogen, oder noch eine Weile nachschlagen ließ, nachdem die Andern aufgehört. Wurde ein muthwilliger Streich im Orte von den Knaben ausgeführt, so fehlte dabei der Nazi gewiß nicht. Das ganze Dorf schalt ihn seines Muthwillens und seiner Ausgelassenheit halber, und doch konnte ihm Niemand eigentlich böse sein, so wenig Bosheit verriethen seine Schwänke und Ungezogenheiten. Hatte der Knabe schon alle Arten Tollheiten ausgeübt und war in allen neckischen Streichen durchtrieben,

so ließ er natürlich nicht davon ab, nachdem er der Schule entlassen und seinen Platz auf der Emporkirche eingenommen. Handelte es sich darum, in der Stille der Nacht einen Leiterwagen aneinander zu nehmen, stückweise auf den Dachstuhl zu schleppen und ihn dort in großer Schnelle wieder zusammenzusetzen, von wo ihn am Morgen der geärgerte Eigentümer unter dem Gelächter der Dorfjugend mit vieler Mühe herabholen konnte, so wußte Jeder ungesehen: der Nazi hat dabei geholfen. In seiner Heimath haben die Leute einzeln vor dem Hause stehende Abtritte, die akkurat wie Schilderhäuschen ausschauen. Da begab es sich zuweilen, daß ein solches Häuschen über Nacht an einen entfernten Ort gebracht wurde, was eine Notharbeit ist. Da hieß es sogleich: Da hat der Nazi wieder einen Streich angestellt. Galt es, auf eine listige Weise Brennesseln und Disteln in ein Brautbett, oder Pulver in eine Tabakspfeife, oder Kienuß in eine Dose zu praktiziren, so mußte man nothwendig unsern muthwilligen Spatzvogel haben. Er arbeitete wohl auch und die Arbeit ging ihm schneller von der Hand, als Andern, war aber dafür auch nur so obenhin gethan; während die Hände ihr Werk verrichteten, gestalteten sich in seinem unruhigen Kopfe tausend Schwänke und Poffen. Am Sonntage aber nach der Vesper und an Hochzeitstagen, da arbeitete er mit Leib und Seele, oft die ganze Nacht hindurch, als Spielmann. Die Musik war ihm angeboren. Als Bübchen wußte er einer alten Schwefelpfeife Tänze abzulocken; obwohl Sparsamkeit sonst nicht seine Sache war, versagte er sich doch jede Ausgabe, bis er ein Klarinett an sich gebracht, und wenn er dann damit im „Hirzen aufmachte“, so schmetterte es das ganze Dorf hinunter. Da man aber während des Klarinettspiels das Maul zu nichts Anderem brauchen kann, als eben zum Blasen, so war ihm das zu langweilig und unhaushälterisch. Es mußte eine Geige her und in wenigen Wochen war er der beste Geiger auf zehn Stunden in der Runde. Von da an trug er den Namen „Geigen-Nazi“, bis er den sog. Waldhof kaufte, wo dann der „Waldnazi“ in Aufnahme kam. Das Geigen war nun sein Element; er geigte nicht bloß mit dem rechten Arm und den Fingern der linken Hand, wie ein anderes Menschenkind, sondern er arbeitete bei Ausübung seiner freien Kunst mit dem ganzen Leibe. Während er die Geige handhabte, war sein breites Maul mit den dicken Lippen keineswegs in Ruhe, vielmehr sang und pffiff und johlte es

den Tanz mit, den die Geige gerade herunterriß. Diese Arbeit und das beständige Staubschlucken verursachte natürlich viel Durst, und da er so wohl bei den Wirthen beliebt war, weil er allein eine ganze Bande vorstellte und mehr Lärm machte als drei Andere, als auch bei den Tanzenden, weil er unermüdet im Aufspielen war, so fehlte es ihm nie an Flüssigkeiten, denselben hinunterzuspülen. Pulsirte dann das Getränk recht im Kopfe, so stieg er wohl von seinem Geigenthron herunter, geigte wie rasend, sang, stampfte und tanzte zugleich mitten unter den Andern herum. Wenn er allein aufmachte, so ging er zuweilen mitten aus dem wildesten Walzer plötzlich in ein feierliches Kirchenlied über, was die Tänzer nicht wenig in Verwirrung und Aerger brachte. Was ihm in der Trunkenheit zum Maule herausging, wußte er freilich am wenigsten; aber es war wußt genug und überflüssig viel; aber das Schaffen wollte natürlich nach solchen Nächten nicht viel bedeuten. Die gute Meinung von ihm verlor sich immer mehr und nur eine einzige Eigenschaft fand man lobenswerth, daß er nämlich keine Liebshast hatte. Wirklich war es auffallend, daß der jungensfertige Nazi, dem kein Schneckenblut durch die Adern rollte, keine Bekannthast hatte, da doch manches nette Ding nach dem lustigen, gewandten Burschen ängelte. Ich denke aber, er war dazu zu flatterhast; denn er war in das gesammte weibliche Geschlecht verliebt. Die Alten und die Jungen, die Weissen und die Schwarzen, die Großen und die Kleinen, die Dicken und die Dünnen, Alle gefielen ihm gleich gut, und darum konnte er keine Wahl treffen.

Wie der Nazi ein braver Mann geworden.

„Der Geigennazi wird ein Lump und bekommt ein böses Alter,“ so prophezeiten Männer und Weiber im Dorfe und du hättest auch keine Ausnahme gemacht, wenn du sein Thun und Treiben gesehen. Und doch haben die Leute ganz falsch prophezeit. Wie ist das gekommen? Gott hat es so gefügt, daß der Nazi von Zeit zu Zeit zur Besinnung kommen und zum Ernst gebracht werden mußte, wenn er nicht mit Gewalt gegen die Mahnungen von Oben taub und blind sein wollte. Er hatte rechtschaffene, vernünftige Eltern. Sein Vater war ein sogenannter Stümpfer, d. i. ein Mann, der weniger Felder besaß als ein Bauer oder, wie man jetzt vornehmer sagt, Landwirth und mehr, als ein Tagelöhner. Der Stümpfer war ein gar

verständiger Mann, der manche Verbesserung in der Haus- und Feldwirthschaft einführte, obwohl noch kein Landwirthschaftlicher Verein sie empfohlen. Reiche Bauern holten Rath bei ihm und keiner ging leer nach Haus. Nicht nur lag auf der breiten Himmelsbettstatt eine dicke Legende und einige kernhafte Gebetbücher; auch in der Stube stand auf einem Wandbrette eine kleine Bibliothek aufgestellt. Er verstand mit vielem Ausdrucke zu lesen, obschon er vom Lautieren nie Etwas gehört hatte, und wenn seine Buchstaben auch nicht kunstgerecht waren und die Rechtschreibung oft arg verletzt wurde, so hatte seine Schreiberei doch Hand und Fuß und waren seine Gedanken klar und bestimmt ausgedrückt, was nicht bei jedem Neumodischen der Fall ist. Auch las er viel von alten Welthändeln; seine Lieblingsfache aber war das Rechnen und an den langen Winterabenden dienten ihm der Rechner (ein auf dem Lande wohlbekanntes Rechenbuch) und das Gesangbuch zur Erholung und Unterhaltung. Während die Benediktiner noch in Billingen gewesen, ohne weiteres hätte der Nazi mit dem hellen Kopf studiren müssen, so aber konnte es sein Geldbeutel nicht aushalten. Er that aber, was er konnte. Vor dem Beginn der Schule begab er sich mit einem geräucherten Schinken oder etwas dergleichen zum Schulmeister und ermahnte ihn nachdrücklich, auf seinen wilden Buben ein wachsames Auge zu haben und ihn härter zu bestrafen, als Andere, weil es ihm nöthiger sei. In die Schule aber mußte der Nazi jeden Tag, nicht einmal Kopfweh half ihm davon. So bekam der Bursch schöne Kenntnisse und hat sie bis jetzt nicht verloren.

Die Stümplerin, die viel kränkelte, war eine von jenen vortrefflichen Frauen, wie sie unter dem Landvolk nicht selten gefunden werden. Sie sind wie tief sinnig, wahrhaft geizig mit Worten, aber desto freigebiger mit Werken, still und geräuschlos schalten und walten sie im Hause, und doch haben sie Augen und Hände überall und ist alles gethan. Sie machen wenig Redens von der Religion, wären aber jeden Augenblick bereit, um des Glaubens willen Blut und Leben hinzugeben. So innig sie ihre Kinder lieben, so geben sie doch denselben sehr wenig äußere Zeichen dieser Liebe, ja unser Nazi kann sich nicht erinnern, je von seiner Mutter Liebkosungen empfangen zu haben. Ein kurzes Lob oder ein Anlächeln war das Höchste, was ihm zu Theil wurde. Und doch liebte er sie nicht bloß auf's Zärtlichste, sondern hatte auch Ehrfurcht vor ihr wie vor einer Heiligen. Sagte ihn der Vater jeden

Tag in die Schule, so bestand die Mutter nicht weniger fest darauf, daß er jeden Tag die Kirche besuchte und die häuslichen Gebete gewissenhaft hersagte. Und obwohl das von seiner Seite mit vieler Zerstreuung und großem Leichtsinne geschah, so wurde er doch dadurch an's Gebet und Kirchenbesuch gewöhnt. Es hält auch bei einem flatterhaften Leben schwer, an einer offenen Kirchthüre vorbei zu gehen, wenn man in früher Jugend angehalten worden, fleißig hineinzugehen. Und die von der Mutter eingelernten Gebete lassen sich nicht leicht vergessen oder abschütteln, wenn man schon will, sondern sie sind anhänglich und zudringlich und halten den Schlaf ab, wenn man sie unterläßt. Der Nazi hat später oft erzählt, während des Geigens und Singens habe er inwendig den englischen Gruß beten müssen, wenn er das Ave Maria läuten gehört, und er habe die feste Ueberszeugung, diese früh eingepprägten Gebete haben ihn vor groben Ausschweifungen bewahrt; bei dem Fünfwundengebet sei ihm namentlich sein leichtsinniges Treiben schwer auf die Seele gefallen. Ein weiteres Zuchtmittel für unsern Nazi in der Hand Gottes war der baldige Tod seines Vaters. Der Stümpler starb in den besten Jahren um die Zeit, da der Nazi die Klarinette mit der Geige vertauschte. Als er merkte, daß die Krankheit ihm an's Leben gehe, ließ er seine Frau, die keine Thräne weinte, nebst den Kindern in die Kammer kommen und hielt an den Nazi eine bewegliche Rede, wie die Mutter nicht mehr heirathen wolle und deshalb der Sgnaz als der Älteste Vaterstelle vertreten, für die Mutter arbeiten und die Kleineren erziehen helfen müsse. Der Nazi verging fast vor Leid und es war ihm bitterer Ernst, als er dem Vater in die halberstorbene Hand versprach, dem Leichtsinne zu entsagen und sich nach Kräften um die Haushaltung und die Geschwister anzunehmen. Und wirklich sah man ihn eine geraume Zeit mit dem ernstesten Gesichte eines Alten in Haus und Feld wirthschaften, und mit noch größerem Ernste die kleineren Geschwister zur Gottesfurcht und Folgsamkeit anhalten. Allein wie es eben geht, die besten Vorsätze werden vergessen und die Geigerei war nicht gerade geeignet, unsern Helden auf gutem Wege zu erhalten. Da schickte Gott zwei andere Lehrmeister oder vielmehr Lehrmeisterinnen, die Armuth und die Dienbarkeit. Die Mutter legte sich hin und starb auch. In einem Stümplerhause, wo sieben Kinder essen, ist die Theilung bald fertig. Keines konnte das Anwesen übernehmen, es

musste verkauft und der Erlös den Kindern an Zins gelegt werden. Die Kinder selber aber mußten versuchen wie fremdes Brod schmeckt. Während die jüngern Geschwister gute Meister fanden, wollte es dem Nazi nicht gelingen, in ein ordentliches Haus zu kommen; der Hanswurst und Spielmann war ansehnlich in Mißkredit gerathen. Das hatte er noch gar nie gemerkt, weil er um seines lustigen Humors willen so vielfältig gelobt worden. Er mußte harte Reden über sein Treiben hören, bis er ein Unterkommen gefunden. Das war ein harter Schlag für seine eitten Einbildungen, aber seiner Seele gereichte es zum Heile. Alle guten Kräfte erwachten noch einmal in ihm, alte Erinnerungen tauchten auf, die frühern Ermahnungen seines Vaters stellten sich lebendig vor seine Seele, in den Stunden der Einsamkeit erschien ihm das ernste bleiche Angesicht seiner ehrwürdigen Mutter; er hatte das Gefühl für Ehre noch nicht verloren, nahm sich noch einmal recht zusammen und gelobte Gott und sich selber feierlich, Allem aufzubieten, um die verlorene gute Meinung von sich wieder herzustellen und das Andenken seiner rechtschaffenen, geachteten Eltern im Grabe nicht zu beschimpfen. Und es half; Gott unterstützte ihn im Kampfe mit der bösen Gewohnheit. Die Geige kam in die Rumpelkammer, und bald hätte mancher Bauer in der Gegend mit Freuden den Nazi als Knecht genommen, der früher nichts von ihm wissen wollte. Er zeigte jetzt aber seine Beständigkeit darin, daß er bei Einer Meisterschaft ausharrte, obwohl ihm anderwärts bessere Bedingungen gestellt wurden. Mehrere Jahre brachte er so unter strenger Arbeit zu, werth gehalten von der Herrschaft, ruhig im Gewissen, zufrieden mit seiner Lage. Die alte Fröhlichkeit war zurückgekehrt, aber die Ausgelassenheit zurückgeblieben. Aber: Wer stehet, der sehe zu, daß er nicht falle, warnet nicht umsonst der Apostel. Im Müßiggange und Herumschlendern mit der Geige konnte der Teufel dem Nazi nichts mehr anhaben, dafür fand er einen andern Weg in sein Herz. Der lustige Kauz, der bisher den blizenden Mädchenaugen gegenüber spreutrocken und eiszapfenkalt geblieben, wurde warm und verliebte sich ernsthaft. Ließ er auch noch andere für schön und liebenswürdig gelten, so hatte er jetzt doch Eine gefunden, neben welcher alle andern weiblichen Kreaturen zurücktreten mußten und wie die Sterne in Gegenwart der Sonne erbleichten. Da dieser

Kalender keine Liebesgeschichten enthalten soll, so habe ich von ihren Leiden, Freuden und Schmerzen nichts zu melden, auch nicht, wie dem komischen Menschen das Zärtlichthun so übel anstand und wie er sich selber anlachte, in alten Tagen so vernarrt zu werden. Eigentlich war er noch nicht gar tief in den Dreißigen, gehörte aber zu denjenigen, die älter aussehen, als sie sind. Die Geschichte endete wie in der Komödie mit einer Hochzeit. Der Vater des Mädchens konnte nicht wohl anders, wenn seine Tochter bei Ehren bleiben sollte. Er gab aber das Jawort mit schwerem Herzen, nicht so fast, weil der Hochzeiter im Vergleich zur Braut ein armer Teufel war, sondern weil er dem Nazi nicht recht traute, und wie der Schwiegervater des Gregori vermuthete, es möchte ein alter Lump in ihm stecken. Zum Glück hat er sich getäuscht und noch bei Lebzeiten die freudige Erfahrung gemacht, daß nicht jeder leichte Sinn in Leichtsinne ausartet. Er trug aber als verständiger Mann auch das Seinige dazu bei, seinen Eidam vor Müßiggang und Schlemmerei und dadurch sein Kind vor Elend zu bewahren. Er gab nämlich der Tochter eine armselige Aussteuer und griff dem Nazi auch sonst nicht unter die Arme, wie er gekonnt hätte, damit dieser alle Kraft aufbieten müsse, um sich ehrlich durch die Welt zu schlagen und seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Zu dem Waldhof, den er gekauft, aber noch nicht bezahlt hatte, gehörten mehr sumpfige Wiesen und magere Aecker, als Wald, und da galt es denn, sich zu wehren und zu arbeiten bis zum Armanenschwellen, damit Diensthöten erspart und die Terzmine eingehalten werden konnten. Der Hof liegt weit von den andern menschlichen Wohnungen entfernt, was mancher Versuchung die Gelegenheit abschneidet. Und wenn er auch in den Flecken zur Kirche kam, so getraute er sich nicht einmal ein Wirthshaus zu betreten, weil er besorgte, Einen dort zu treffen, der ihn frage: Wann bringst du mir den verfallenen Zins, Nazi? So ist der Nazi ein braver und geachteter Mann geworden, obgleich ich und du in seiner Jugend prophezeit hätten, es werde nichts aus ihm. Was er jetzt noch aufspielt, geschieht zum Vergnügen seiner Kinder, und seine Frau ist froh, daß sie einen so fröhlichen Mann hat, der auch Andere in gute Laune zu setzen versteht.